

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 11.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Hefen à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. B a d e c h.

(3. Fortsetzung.)

Burghardt lachte. „Nun, ganz so schlimm werde ich es wohl nicht machen, sagte er belustigt. Aber schmeichelhaft bleibt mir Ihr Vertrauen immerhin, wie wenig nach meinem Geschmack dieser blinde Glaube auch sonst ist. Ist der Vater zu Hause?“  
„Ja, entgegnete sie. Der Franz ist bei ihm und liest ihm vor.“

„Und da bringen Sie es fertig, hier zu sitzen, Kind?“

Sie wurde rot wie das Mädchen, das sie trug und wandte sich schmallend ab. Er lachte und öffnete die Tür, die in das Nebenzimmer führte. Der junge Mann, der dort am Fenster saß und dem Alten aus der Zeitung vorlas, die er in Händen hielt, kam ihm entgegen und begrüßte ihn respektvoll. Er war von kräftiger, wohlgebildeter Gestalt, mit einem Gesicht, aus welchem eine unbeugsame Willenskraft und daneben eine so kindliche Gutmütigkeit sprach, daß man den jungen Riesen auf den ersten Blick lieb gewinnen mußte. Der Alte ihm gegenüber, der bei Burghardts Eintritt flüchtig aufgesehen und den Eintretenden mit einem scheuen Blick gestreift hatte, war dagegen so schmal und schwächlich gebaut, daß man kaum begriff, wie er dem tüchtigen Nervenleiden, das ihn nun schon seit länger als Jahresfrist heimsuchte, so lange widerstehen konnte. Seine bleichen, eingefallenen Züge sprachen von Kummer und Entbehrungen mancherlei Art und die glanzlosen Augen sahen mit einem Ausdruck starrer Verzweiflung drein, der ins Herz schnitt. Bis vor Jahresfrist war der Alte bei all seiner körperlichen Schwäche ein heißblütiger, jähzorniger Mann gewesen, der in seinem Hause ein strenges Regiment führte und mit der ihm eigenen Härte und Rücksichtslosigkeit seinen Willen durchzusetzen wußte. Er war allen Neuerungen abgeneigt. Mit mißtrauischen Blicken sah er auf die Strömung, die sich seit mehr als einem Jahrzehnt innerhalb der gewerblichen und Arbeiterkreise geltend machte und mit unwiderstehlicher Gewalt immer weitere Kreise in Mit leidenschaft zog. Er hielt sich geflüßentlich davon fern und war stolz darauf, in seinem Hause, im Verkehr mit seinen Kindern, ein Verhältnis aufrecht zu erhalten, das seinem herrischen, eigensinnigen Geiste ein gutes Recht und von der Natur für ewige Zeiten gegeben schien.

Die beiden Kinder, welche ihm seine Frau geschenkt und die nach ihrem Tode den kleinen Haushalt ohne jegliche fremde Hilfe so klug und umsichtig zu führen wußten, wie man es ihrem zarten Alter kaum zugetraut, kannten keinen Willen als den des Vaters. Sie hatten es von Kindheit an so vor sich gesehen und glaubten nicht anders, als daß es in Ewigkeit so bleiben müsse. So hatte die kleine Familie viele Jahre in bescheidenen Verhältnissen gelebt und sich in ihrer Beschränkung wohl und glücklich gefühlt. Bis eines Tages über diese drei Menschen eine Katastrophe hereingebrochen war, welche mit grausamer Hand den Frieden und das Glück des Hauses für immer zerstört zu haben schien. Es war eine sehr alltägliche Geschichte — eine einfache Herzensgeschichte, wie sie sich seit Menschengedenken unzählige Mal wiederholt hat, deren düstere Tragik aber darum nicht weniger herzzerreißend wirkt. Die Geschichte einer armen Seele, die sich vertrauensvoll hingeeben und in ihrem Glauben grausam getäuscht worden ist. Was dann weiter geschehen, wie es gekommen war, daß das arme Mädchen mit dem sanften, lieblichen Gesicht und dem fröhlichen Naturell, die von jedermann gern gesehen war und der niemand etwas Böses nachzusagen wußte, das väterliche Haus eines Tages verlassen hatte, um nicht wieder zurückzukehren, erfuhr niemand. Der alte Stelzer sprach den Namen seiner Tochter nicht wieder aus und sah einen jeden, der sich herausnahm, auf das Geschehene anzuspielen, mit einem Blicke an, daß auch dem Redsten die Lust zu weiteren Fragen verging.

Grete war zur Zeit, als sich das Furchterliche ereignete, noch viel zu jung, um das Borgesallene verstehen zu können. Sie hatte mit heimlichem Bangen die Wutausbrüche des Vaters mitangesehen und dachte ihrer noch heut, nach Jahren, mit Zittern und Zagen. Auch sehnte sie sich nach der Schwester, die sie sehr geliebt hatte. Doch wäre über kurz oder lang die Erinnerung an das Geschehene in ihrem jungen, kräftigen Geiste unzweifelhaft zurückgetreten, wenn nicht vor Jahresfrist etwa mit dem Vater, der so lange noch aufbrausender, noch gewalttätiger zwar als zuvor, unausgesetzt mit derselben Kraft und Ausdauer sein früheres Leben fortgeführt hatte, eine auffallende Veränderung vorgegangen wäre. Wie mit einem Schlage war

die Energie des Mannes gebrochen und an ihre Stelle eine Schwermut getreten, eine körperliche und geistige Anspannung, welche ihn unfähig machte, das Handwerk fortzuführen, dem er so lange mit rastlosem Fleiße, wenn auch nur kümmerlichem Erfolge obgelegen. Und alle Anstrengungen, seinem Geiste die frühere Spannkraft wiederzugeben, waren vergeblich. Es sah fast aus, als sei ihm nichts daran gelegen, von dieser bössartigen, unheimlich schleichenden Krankheit zu genesen.

Die arme Grete bedurfte all ihrer natürlichen Heiterkeit, aller Elastizität des Körpers und des Geistes, um in diesen trüben Tagen den Mut nicht zu verlieren. Es war rührend mitanzusehen, wie sie den Vater pflegte und bemüht war, ihn aufzuheitern und dabei unermüdet mit ihrer Hände Arbeit für den kleinen Haushalt sorgte. Die geringen Ersparnisse des Vaters reichten nicht hin, die einfachen Bedürfnisse der beiden zu decken und so war das kleine, mutige Mädchen von früh bis spät ununterbrochen tätig, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen und dem Vater die Sorge und Pflege zu verschaffen, deren sein Zustand benötigte. Der Mechaniker Franz Müller, derselbe, der dem Vater augenblicklich Gesellschaft leistete und der täglich in seinen wenigen Mußestunden bemüht war, den Alten zu zerstreuen, hatte seine kleine Nachbarin wiederholt dringend gebeten, auch sein Scherflein zur Bestreitung des kleinen Haushalts beitragen zu dürfen. Er gerief sich dabei auf das freundschaftliche Verhältnis, das die Nachbarskinder von Jugend auf verband und das in der letzten Zeit allmählich einen immer wärmeren Charakter angenommen hatte, ohne daß die beiden sich dessen bewußt wurden. Aber die eigenwillige kleine Person hatte sich diesem uneigennütigen Verlangen jederzeit hartnäckig widersetzt und wollte es nicht zugeben, daß der arme Junge, der selbst nur in wenig besseren Verhältnissen lebte und Mutter und Schwester zu unterstützen hatte, sein kärgliches Einkommen mit ihnen teilte. Lieber arbeitete sie selbst bis spät in die Nacht hinein. Und ganz in der Frühe, wenn kaum der Morgen graute, konnte man ihre kleinen Holzpantinen schon auf der elenden Hühnerstiege klappern hören, die von ihrer Wohnung ins Freie führte.

Burghardt hatte sich teilnehmend nach dem Ergehen des Kranken erkundigt und im Bewußtsein seiner Unfähigkeit, hier helfen zu können, die allgemeinen Verhaltensmaßregeln wiederholt, die er vordem gegeben. Dann wandte er sich, nachdem er dem Kranken die Hand gedrückt und ihm mit dem guten Lächeln, das er seinen Patienten gegenüber in Bereitschaft hatte, ein paar tröstliche Worte gesagt hatte, zu dem jungen Mechaniker und forderte ihn auf, mit ihm zu kommen. Der junge Mann kam diesem Versprechen bereitwillig nach. Er bot dem Alten Gutenacht und folgte Burghardt hinaus, allerdings nicht, ohne seiner kleinen Nachbarin ein paar zärtliche Worte zugeflüstert zu haben und ihr mit verliebten Blicken nachzusehen, als ihr blondes Köpfchen in der Stube verschwand. Dann traten die beiden hinaus ins Freie. Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her, der junge Arbeiter in ungeduldiger Erwartung der Dinge, die Burghardt ihm zu sagen hatte. Denn daß dieser seine Begleitung nicht gewünscht hatte, um mit ihm über die Fragen und Probleme zu sprechen, die beiden, in ihren Charakteren und ihrem Bildungsgange so grundverschiedenen Männern gleich sehr am Herzen lagen, glaubte er ihm angesehen zu haben. Er hatte sich darin auch nicht getäuscht. Nach einer Weile schon eröffnete ihm Burghardt, welcher durch eine Verkettung der seltsamsten Umstände in das traurige Familiengeheimnis eingeweiht worden und der das Vertrauen des jungen Mannes in demselben Maße genoß wie das seiner kleinen Freundin, daß er gefunden zu haben glaube, was sie alle seit langer Zeit vergeblich suchten. Er glaube, dem armen Mädchen auf der Spur zu sein, das vor Jahren so plötzlich verschwunden war, ohne je wieder von sich hören zu lassen. Und da er selbst durch dringende Geschäfte verhindert sei, eine Reise anzutreten, solle Franz statt seiner nach dem Orte, den sein Gewährsmann ihm angegeben habe, um sich an Ort und Stelle von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen und wenn

es wirklich sei, wie er glaube und hoffe, die lang und schmerzlich Entbehrte in das väterliche Haus zurückzuführen. Hier seien einige Scheine, um die nötigen Auslagen einstweilen zu bestreiten. Er habe sie mitgebracht, um Franz' Abreise tunlichst zu beschleunigen, in der Voraussetzung, daß dieser nicht genügend flüssiges Geld in Händen haben werde. Auch wünsche er nicht, daß fürs erste ein anderer darum erfahre. Es wäre ja immerhin möglich, daß das Ganze auf einem Irrtum beruhe und es wäre leichtfertig, Hoffnungen zu erregen, für deren Erfüllung man nicht einstehen könne.

Franz hatte diesen Worten mit angehaltenem Atem gelauscht. Nun drückte er dem Doktor dankbar die Hand und murmelte in seiner Nüchternheit ein paar unverständliche Worte von Burghardt's großer Güte und Freundlichkeit und der Dankbarkeit, die sie alle ihm schuldeten. Burghardt wehrte ihn ab.

„Unsinn,“ sagte er ungeduldig. „Wer wird wegen einer Lappalie so viel Worte machen. Und im Grunde genommen ist es ja der reine Eigennutz; der wissenschaftliche Ehrgeiz, der Natur ein Schnippchen zu schlagen und ihr durch einen gelungenen Handstreich einen armen Teufel zu entreißen, der ihrer Macht unrettbar verfallen scheint. Bereiten Sie alles für Ihre Abreise vor. Morgen früh denke ich Sie dann noch einmal bei mir zu sehen, um Ihnen die nötigen Informationen zu geben, bevor Sie sich auf den Weg machen.“ —

Sie hatten sich bereits getrennt und Burghardt war eben im Begriff, um die Ecke zu biegen, als er seinen Namen rufen hörte und, sich umwendend, Franz vor sich stehen sah. Der junge Mann war schnellen Schrittes hinter ihm her gelaufen, um den rüstig Dahinschreitenden noch rechtzeitig einzuholen.

„Ich möchte Sie noch um eins fragen, Herr Doktor,“ sagte er schüchtern und sah mit den treuherzigen Augen verlegen drein. — „Darf ich der Grete auch nicht sagen, wohin ich reife und zu welchem Zweck?“ —

Burghardt schüttelte lächelnd den Kopf.

„Wo denken Sie hin, Franz! Der am wenigsten. Glauben Sie nicht, daß es der kleinen Plaudertasche das Herz abdrücken würde, wenn sie zu niemandem davon sprechen dürfte? Aber seien Sie unbesorgt. Ich will schon einen Grund ausfindig machen, um der Kleinen Ihre Abreise glaubhaft zu machen. Auch sollte es mir nicht schwer fallen, Sie bei der Kleinen Heze ein Weilschen zu vertreten, vorausgesetzt, daß Sie mit diesem Tausch zufrieden ist. Nun, nun, Sie brauchen nicht gleich so finster dreinzusehen, es war nicht so ernst gemeint. Aber reinen Mund gehalten, das bitte ich mir aus!“ —

#### IV.

In den glänzenden Räumen des helldorffschen Hauses schimmerten und bligten die kristallinen Kronleuchter auf die Gäste herab, die sich in zwangloser Unterhaltung auf den teppichbelegten Parquetböden bewegten. Allwöchentlich an den Mittwoch-Abenden fanden sich die intimeren Bekannten in dem gaslichten Hause ein, das Dank der Lebenswürdigkeit seiner Wirte und der Vortrefflichkeit und Opulenz von Küche und Keller einen der glänzendsten Mittelpunkte des geselligen Lebens der Finanzaristokratie bildete. Galt doch Georg Helldorf nicht umsonst für einen der berufensten Vertreter der Philosophie des heiteren Lebensgenusses. Und die jungen Leute, die in seinem Hause verkehrten, wußten nicht genug die lebenswürdige Toleranz zu rühmen, welche er seiner schönen, geistreichen Frau und den Huldbigungen gegenüber, die ihr dargebracht wurden, an den Tag legte. Die schöne Frau selbst nahm diese Huldbigungen mit all der Rücksichtslosigkeit und Launenhaftigkeit auf, die nun einmal in ihrer Natur zu liegen schien. Keiner aus ihrem Bekanntenkreise konnte sich einer Bevorzugung rühmen. Hatte es heut den Anschein, als suche sie durch die verführerischste Koterterie diese Huldbigungen herauszufordern, so konnte man sicher sein, von der launenhaften Schönen morgen schon mit so unzweideutiger Gleichgiltigkeit und Geringschätzung behandelt zu werden, daß es des ganzen Zaubers ihrer Persönlichkeit be-

durfte, um die unglücklichen Opfer ihrer Laune diese unwürdige Behandlung immer wieder vergessen zu machen.

Heute hatte sich nur ein kleiner Kreis näherer Freunde hier zusammengefunden. Die Mehrzahl der Gäste, welche diese Räume sonst zu füllen pflegten, hatte Berlin bereits verlassen, um in den fashionablen Bädern des westlichen Deutschlands die erschöpften Kräfte wiederherzustellen und das drohende Gespenst der Langeweile zu verschrecken. Dora saß in eine Sopha-ecke zurückgelehnt und plauderte mit einem Freunde ihres Mannes, einem Ehemann von wenigen Monaten, dessen junge Frau mit leuchtenden Blicken zu ihm auf sah und jedem seiner Worte so andächtig lauschte, daß der spöttische Zug um Doras Mundwinkel sich von Minute zu Minute vertiefte. Sie mußte sich heut allein ihren Gästen widmen. Ihr Mann hatte sich diesen gegenüber bald nach Tisch mit einer dringenden Abhaltung entschuldigt und war noch nicht zurückgekehrt. Auch der Kommerzienrat fehlte. Er hatte, ganz gegen seine Gewohnheit, sein Lieblingskind in den letzten Tagen nicht gesehen und seine Abwesenheit auch heut mit notwendigen Geschäften entschuldigen lassen. Dora beunruhigte dies sonderbare Zusammentreffen durchaus nicht. Sie nahm es so gleichgiltig auf, wie sie es seit Jahren mit allem tat, was sich an großen und kleinen Dingen in ihrer Umgebung zutrug. Und dieser Mangel an Teilnahme für die geschäftlichen Unternehmungen sowie für die persönlichen Erlebnisse und die Lebensweise ihres Mannes war es gerade, der ihr in diesem Augenblick einen so vorwurfsvollen Blick aus den schwärmerischen Augen der kleinen Neudermählten eintrug. Dem jungen Ehemann, der früher zu den eifrigsten Bewunderern der schönen Frau gehört hatte, fielen beim Anblick des höhnisch zuckenden, kleinen Mundes, der mit rücksichtsloser Keckheit aller traditionellen Sentimentalität spottete, die Worte seines Freundes ein, die dieser ihm einst gesagt, als er selbst in begeisterten Ausdrücken das Lob der schönen Frau gesungen: — Du weißt nicht, wie unbequem einem mitunter eine schöne, geistreiche Frau werden kann, lieber Freund, hatte jener gesagt. Man fühlt sich unwillkürlich genirt, wenn man stets fürchten muß, von den klugen Augen seiner Frau durchschaut zu werden!

Im Nebenzimmer saß Hedwig und hörte geduldig die dramatisierenden Erzählungen des jüngeren Helldorf an, der um seiner überaus lebhaften Phantasie und seines anmaßenden Auftretens willen allgemein gefürchtet war. Sie hörte kaum was er sagte und nickte nur mitunter zerstreut mit dem Kopfe, wenn er sich mit einer Frage an sie wandte. Er war entzückt, eine Zuhörerin zu finden, die seine Uebertreibungen und Lügen so geduldig hinnahm und wich nicht von ihrer Seite, zum großen Aerger Richards, der sich umsonst bemühte, den seichten Schwäzer zu entfernen.

Der junge Referendar hatte, nachdem er sich von seinem Freunde getrennt, den Weg nach dem helldorfschen Hause mit unglaublicher Schnelligkeit zurückgelegt und war auch glücklich als der erste hier eingetroffen. Dora, die den guten, warmblütigen Jungen wohl leiden mochte und der es Vergnügen machte, ihn durch Neckereien zu reizen und sein heißes Blut in Wallung zu bringen, hatte sich nach seinen Fortschritten in der englischen Sprache erkundigt, und als sie von dem Fleiß und der Ausdauer gehört, mit welchen er nach wie vor seinen Studien oblag, mit spöttischem Nücheln behauptet, daß er es noch fertig bringen werde, sie wieder an die Menschen glauben zu machen. Darauf hatte sich zwischen den beiden ein scherzhafter Wortwechsel entsponnen, dem erst das Erscheinen anderer ein Ende machte. Aber die unermüdlige Spöttlerin ließ es sich nicht nehmen, Hedwig bei ihrem späten Kommen um des glänzenden Erfolges ihrer Lehrtätigkeit willen Glück zu wünschen und sich an der Verwirrung des schlichteren, jungen Dinges zu weiden. Als dann Richard sich seiner kleinen Freundin näherte und ihr mit fröhlich blitzenden Augen die Hand hinhielt, hatte sie dieselbe unter heißem Erröten nur leicht mit ihren Fingerspitzen berührt und es dabei vermieden, ihn anzusehen. Und trotz seiner wiederholten Bemühungen war es dem jungen Manne

während des ganzen Abends nicht gelungen, sie einen Augenblick allein zu sprechen oder einen Blick des Einverständnisses mit ihr zu wechseln. Sie schien geflissentlich seine Nähe zu meiden und senkte scheu den Blick, wenn seine Augen auf ihr ruhten. Und heißblütig, wie er war, trug dieser Widerstand, auf den er nun so plötzlich in seinen Bemühungen stieß, nur dazu bei, sein Blut zu entflammen und ihn um so ungestümer nach einem Alleinsein verlangen zu machen.

Das junge Mädchen war in das Boudoir ihrer Schwester getreten, um einen Gegenstand zu holen, nach welchem diese verlangt hatte und stand mit dem Rücken der Thür zugewandt, als sie sich plötzlich umschlungen fühlte und ein heißer Atem ihr Gesicht streifte.

„Was habe ich Ihnen getan, Hedwig,“ klang Richards zornige Stimme dicht an ihrem Ohr. „Ich lasse Sie nicht, bis Sie mir gesagt haben, warum Sie plötzlich so kalt und scheu sind mir gegenüber, dem Sie heut Nachmittag versprochen haben, ihn als Ihren Freund zu betrachten. Ich will es wissen. Und ich will nicht, daß Sie Sich von einem anderen nachhause geleiten lassen, hören Sie wohl. Ich will mich Ihren Launen nicht fügen.“ —

Er hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie fest in den seinen. Sie hatte, während er sprach, heftig den Kopf erhoben und wollte antworten. Aber dabei traten ihr die Tränen in die Augen und ihre Stimme erstarb in dem Schluchzen, das ihren zarten Körper erschütterte. Das entwaffnete ihn. Er beugte sich über sie und küßte ihre Hände.

„Verzeihen Sie mir, Hedwig,“ sagte er lebhaft. „Ich wollte Ihnen nicht weh tun. Aber Sie müssen ja selbst einsehen, daß Sie hier heut Abend unverantwortlich gereizt haben. Was haben Sie gegen mich, Kind?“ —

Sie legte ihr Köpfchen an seine Brust.

„Ich glaubte, Sie hätten Dora gesagt, was heut zwischen uns vorgefallen ist und hätten mit ihr über mich und meine Schwäche und Leichtgläubigkeit gespottet,“ sagte sie mit tränen-erstickter Stimme und schmiegte sich enger an ihn, als er ihren Kopf mit seinen Händen aufrichten wollte. Er lachte fröhlich auf.

„Sie sind ein böses, kleines Mädchen,“ sagte er und küßte immer wieder die kleine Hand, die sie ihm nur widerstrebend überließ. — „Sehen Sie wohl, Sie können mir nicht einmal in die Augen sehen. Sie haben auch allen Grund, sich Ihrer bösen Gedanken zu schämen. Jetzt aber trocknen Sie Ihre Augen und geben Sie Sich Mühe, durch verdoppelte Zärtlichkeit gut zu machen, was Sie an mir gesündigt haben, kleiner Trostlopf. Ich will inzwischen die anderen wieder auffuchen, ehe man meine Abwesenheit gewahr wird. So — und nun seien Sie gegen den abscheulichen Menschen, den Helldorf, so liebenswürdig, wie es Ihnen gefällt, ich mache mir nichts daraus. Auf dem Heimwege will ich Sie dann tüchtig ausschelten und bestrafen wegen Ihrer häßlichen Zweisei an meiner armen Seele.“ —

Die letzten Gäste hatten das Haus verlassen und Dora stand an dem Fenster ihres Schlafzimmers und sah in die dunkle Nacht hinaus. Ein ungewöhnlich weicher Zug lag auf ihrem schönen, bleichen Gesicht und die strahlenden Augen, die so hinreißend zu lächeln wußten, sahen ernst und sinnend drein. Sie dachte an ihre Jugend, an die schöne, fröhliche Jugendzeit, wo auch sie an die Menschen geglaubt hatte und so glücklich gewesen war in diesem schönen, ungetrübten Vertrauen. Nun war ihr zu Mute, als habe sie das Auge jenes unglückseligen Knaben, welcher auch an der schönsten Blume nur die kleinen, schwarzen Käferchen bemerkte, die auf ihr herumkriechen und durch diese Wahrnehmung sich allen Genuß an der Anschauung der Blume verbitterte.

Richard hatte seine kleine Freundin sorglich eingehüllt, trotzdem die Nacht schwül war und kein Lüftchen sich regte. Dann gingen die beiden Arm in Arm neben einander her. Sie hatten nicht weit zu gehen. Die Villa des Kommerzienrates lag ganz in der Nähe, viel zu nahe nach dem Geschmack des jungen Mannes, der diesen nächtlichen Spaziergang zu Zweien durch die einsamen, mitterleuchteten Straßen am liebsten stunden-

lang ausgedehnt hätte. Dabei sprachen die beiden kaum ein Wort. Richard schien seinen Vorgesatz, seine Nachbarin wegen der unglücklich beseitigten Zweifel an dem Ernst und der Reinheit seiner Gesinnung tüchtig auszuschnähen, gänzlich vergessen zu haben. Nur drückte er von Zeit zu Zeit ihren Arm, der leicht wie eine Feder in dem seinen lag, zärtlich an sich und hielt mit der Linken ihre kleine, heiße Hand fest in der seinen. Durch die leichte Sommerkleidung hindurch fühlte er das Herz des jungen Wesens höher schlagen und sah es mit heimlichem Vergnügen und einer Aufwallung stolzen, Knabenhaften Selbstgefühls mit an, wie die Befangenheit des schüchternen Kindes von Minute zu Minute wuchs und ihre langen Wimpern sich tief und tiefer über die schönen, stillen Augen senkten. Doch war er weit entfernt, sich kalten Blutes der Aufregung des Mädchens zu freuen. Ihm glühte der Kopf und das unruhige Blut schoß ungestüm in seine Schläfen und machte seine dunklen Augen höher erglänzen.

„Sie sind nun ganz und gar in meiner Gewalt, Hedwig,“ sagte er plötzlich und sah ihr mit übermütigem Lächeln ins Gesicht. „Wenn ich Sie nun in meine Arme nähme und Sie davontrüge in die weite Welt; weit fort, auf eine einsame Insel jenseits des Ozeans, wo wir ganz allein wären und niemandem Rechenschaft zu geben brauchten von unserm Tun. Wo ich nicht länger mitanzusehen brauchte, wie Sie lebenswürdig sind gegen andere, gleichgiltig was ich dabei empfinde; wo Sie mich nicht mehr mit Ihrer Härtherzigkeit quälen würden und mich lieb haben müßten, weil ich der einzige Mensch wäre, mit welchem Sie in Berührung kämen. Denken Sie nur, welche Fortschritte ich in der englischen Sprache machen würde, wenn wir beständig beieinander wären und wie wenig Zeit Sie hätten, Ihren bösen Gedanken nachzuhängen und Grillen zu fangen.“ —

Sie mußte lachen.

„Ich glaube, Sie würden meiner gar bald überdrüssig werden,“ sagte sie und gab sich Mühe, ihre Befangenheit zu verbergen. — Er blieb stehen.

„Schon wieder dieses beleidigende Mißtrauen! Wenn ich nur wüßte, auf welche Weise ich Sie am besten für Ihre hartnäckige Zweifelsucht strafen könnte. Soll ich meines Weges gehen und Sie jetzt, bei nachtschlafender Zeit, allein lassen auf offener Straße?“ —

„Das wäre allerdings schrecklich,“ rief sie lachend und zog ihren Arm aus dem seinen, „um so schrecklicher, da wir grade vor unserm Hause angelangt sind.“ —

Er tat, als wäre er dies eben erst gewahr geworden und schloß das Haus auf.

„Und Ihr Versprechen?“ sagte er leise, als sie hineintrat und ihm zum Abschied die Hand reichte. — „Sollen wir so scheiden, mit einem Händedruck, wie er dem Fremdesten zuteil wird?“

Sie blieb stumm, mit gesenkten Lidern, vor ihm stehen und ihre Hand zitterte in der seinen.

„Fällt es Ihnen so schwer, mir das Zeichen Ihrer Freundschaft zu geben, um welches ich Sie bitte,“ fragte er und sah sie vorwurfsvoll an. — Sie schüttelte den Kopf.

„Ich will Ihnen die traurige Pflicht, soviel an mir liegt, erleichtern,“ fuhr er, mutwillig lachend, fort und kniete vor ihr nieder und legte den Arm um sie. Dann zog er ihr Köpfchen ungestüm an sich und küßte den kleinen Mund, den sie ihm mit einer reizenden Geberde sehnüchtigen Verlangens und scheuer Zurückhaltung erötend darbot.

„Nein,“ sagte er dann, als sie sich ihm entziehen wollte, so leichten Kaufes lasse ich Sie nicht. Als ich ein Knabe war, lief meine gute Mutter stets Gefahr, erdrückt zu werden, wenn ich ihr in einem Anfälle überschwümmender Zärtlichkeit zeigen wollte, wie lieb ich sie hatte. Nun müssen auch Sie mir zeigen, daß Sie mich ein wenig lieb haben, Kleine, um mich für alles Böse zu entschädigen, das Sie mir heut zugesügt.“ —

Als dann die Haustür hinter ihm ins Schloß gefallen war und das junge Mädchen die wenigen, teppichbelegten Stufen zu

ihrem Zimmer hinaufstieg, mußte sie oftmals inne halten, um Atem zu schöpfen. Das ungestüme Klopfen ihres Herzens raubte ihr fast die Besinnung. Und ob schon auf Flur und Treppen noch die Gasflammen brannten und die Fülle von Licht, in welche das Innere des Hauses getaucht war, jeden nächtlichen Spuk unnachlässiglich verbannte, glaubte sie in ihrer Aufregung in allen Winkeln des Hauses ein heimliches Flüstern und Röcheln zu hören und überall die lachenden Gesichter netischer Kobolde, welche mit geheimnisvoll schadenfrohen Blicken ihrer Aufregung zu spotten schienen, neben sich auftauchen zu sehen. Dabei war ihr zu Mute, als sei alle Schwerefälligkeit und Ernsthaftigkeit von ihr abgestreift und ihre Seele so leicht beschwingt wie ein Schmetterling, der mit einem kräftigen Ruck die unscheinbare Hülle abgeworfen und nun in aller Farbenpracht und allem Schmelze jugendlicher Schönheit seine fröhliche Wiedergeburt feiert. Ihre zarte, schwächliche Gestalt schien gewachsen und die tiefe Blut, die das feine Oval ihres Gesichtes bedeckte, das glückselige Lächeln, welches um ihren Mund spielte und in ihren Augen leuchtete, gaben ihrem nicht schönen aber interessanten Gesichtchen einen geheimnisvollen Zauber. Sie hatte den Hut vom Kopfe genommen und trug ihn am Arme — so leicht er war, beengte er ihr doch die Stirn und die glühenden Schläfen. Das Tuch war von ihren Schultern geslitten und hing nur lose um die kleine weißgekleidete Gestalt, die mit ihrer etwas linkschen, kindlichen Grazie und der unbewußten Anmut ihrer Bewegungen, in dem einfachen, enganschließenden Kleide, das nur oben am Halse von einem schmalen Kräuschen umschlossen war und sonst keinerlei Schmuck aufzuweisen hatte, ausah wie die Verkörperung von Jugend und Unschuld. Sie war in ihr Zimmer getreten und hatte mit einer ungestümen Bewegung Hut und Tuch von sich geworfen, als sie die Stimme ihres Schwagers vernahm, der in der offenen Tür ihres Zimmers hinter ihr stand. Sie wandte sich überrascht um.

„Du hier, Georg“ — sagte sie und ihrer Stimme war es anzuhören, wie leid es ihr tat, in ihrer augenblicklichen traumhaften Stimmung einem Menschen zu begegnen.

„Ich habe auf dich gewartet, Hedwig,“ antwortete er und trat näher. „Ich habe mit dir zu reden. Wollen wir hier bleiben?“ —

„Nein,“ unterbrach sie ihn hastig. „Nicht hier. Laß uns hinüber gehen. Wo ist Papa? Und was hat es zu bedeuten, daß du um diese Zeit hier bist?“ —

„Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich um deinetwillen blieb,“ entgegnete er auf ihre verwunderte Frage, während er neben ihr herging. „Papa hat mich beauftragt, mit dir zu sprechen.“ —

Sie sah ihn immer verwundeter an und schüttelte den Kopf. „Warum tut dies Papa nicht selbst?“ —

Er lachte spöttisch auf und fuhr mit seiner weißen, wohlgepflegten Hand nachlässig über seinen Bart.

„Du bist verzweifelt naiv in deinen Fragen, liebes Kind. Papa wird wohl seine Gründe haben, nicht selbst mit dir zu unterhandeln. Ich kann mir übrigens denken, daß es etwas unbequem sein muß, vor dem eigenen Kinde ein offenes Bekenntnis abzulegen und reumütig einzugestehen, daß man Dummheiten begangen hat. Zumal für den Papa, der, wie du wohl weißt, allem Unangenehmen am liebsten aus dem Wege geht.“

Hedwig sah mit blizenden Augen zu ihm auf. Der leichtfertige, spöttische Ton, in welchem er sprach, verletzte sie tief. Sie hatte, scharfblickend wie sie war, schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, die Rohheit der Gesinnung zu erkennen, die sich hinter dem bestechenden Neufarn und der weltmännischen Gewandtheit ihres Schwagers barg.

„Was soll das heißen, Georg,“ sagte sie scharf. „Ich verbiete dir, in diesem Tone von Papa zu sprechen. Vergiß nicht, daß du seinem Kinde gegenüberstehst.“ —

(Fortsetzung folgt.)

## Frauentlob aus der Zeit des kaiserlichen Roms.

Von W. Wittich.

Wir haben uns früher schon einmal die schöne Aufgabe der Minnesinger gestellt, „gut zu reden von guten Frauen“. Da uns nun der Ehrenname „Frauentlob“, den deutsche Frauen dem kunstreichen Heinrich von Meissen beilegte, immer lieblich geklungen, wenden wir uns wieder einmal diesem unerschöpflichen Thema zu, und zwar werden wir diesmal den Stoff aus

der Geschichte des kaiserlichen Roms nehmen, die uns eben lebhaft beschäftigt. Obwohl gerade dieses Zeitalter auch betreffs unseres Gegenstandes gar viel Beklagenswertes aufweist, so ist doch zu beherzigen, daß es uns besonders anzieht, die Lichtseiten der menschlichen Natur auszuspähen und zu preisen, und daß ferner die Herren der Schöpfung in jenen Tagen selbst zum



Pariser Straßenbeleuchtung. (Seite 290.)

größten Teil die Schuld tragen an jenen Erscheinungen im Frauenleben, die uns mit Abscheu und Ekel erfüllen.

De mortuis nihil nisi bene! Von den Toten soll man nur wohlwollend reden, war ein schon dem alten Rom sehr geläufiges Wort, und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn die Grabchriften der Frauen der Kaiserzeit voll sind des Lobes der Heimgegangenen. Mit diesem allgemeinen Lob wollen wir beginnen, da es die am reichlichsten fließende, freilich auch die parteiischste Quelle für jeden einzelnen Fall bildet, wenn vom Lob der Frauen die Rede ist.

Wohl einzig in ihrer Art steht die Grabchrift da, welche ein geplagter Ehemann seinem Hauskreuz widmete und deren

Wortlaut ungefähr folgender ist: „An dem Tage ihres Todes habe ich Göttern und Menschen gedankt!“ Ob wohl jener tirolische Landmann in der Nähe von Linz Kunde von dieser Inschrift hatte, als er, nach Moseggers Zeugnis, seiner Heimgegangenen den Nachruf widmete:

„Hier liegt mein Weib begraben,  
Wünsch ihr die ewige Ruh zum Lohn  
Ich hab sie schon.“ —?

Rührend ist die Einfachheit folgender Inschrift, auf welcher der überlebende Sohn oder ein anderer Verwandter die Verstorbene sagen läßt: „Ich war Anicia Glyceria. Von meinem Leben habe ich genug gesagt, wenn ich bemerke: ich habe mich

wohl bewährt, da ich die Zufriedenheit eines guten Mannes erworben habe."

Ein ähnliches Zeugnis zärtlicher Ehe Liebe legt ab die lakonisch kurze Inschrift: „Ich erwarte meinen Mann.“

Ein Pisaner setzt auf den Grabstein seiner Gattin die Widmung: „Meiner teuersten Gattin, mit der ich 18 Jahre ohne Klage gelebt und aus Schmerz über ihren Verlust geschworen habe, nie eine zweite Frau zu nehmen.“

Ein Römer klagt: „Hier liegen die Gebeine der Urbilia. Sie war mir mehr als mein Leben. 23 Jahre alt starb sie, den Thren unendlich teuer.“

Zu den herzlichsten Liebern des edelsten Frauendichters Chamisso gehört die Klage der Wittve um den geliebten Gatten, welches beginnt mit den Worten:

Nun hast du mir den ersten Schmerz getan,  
Der aber traf.  
Du schläfst, du harter, unbarmherziger Mann  
Den Todeschlaf.

Auch dieser Gedanke ist Altrom nicht fremd. Unzählig fast sind die Grabsteine, auf denen es heißt: „Nie habe ich von ihr eine Kränkung erfahren.“ ... „Nie habe ich von ihr ein böses Wort gehört.“ ... also genau so wie oben bei Chamisso: „Außer durch ihren Tod habe ich nie von ihr einen Schmerz erfahren.“

Als namentlicher Vorzug einer Gattin wird viel an Häuslichkeit und Wirtschaftlichkeit nachgerühmt. Statt unzähliger Proben nur folgende aus Rom: „Hier liegt Amymone, Frau des Marcins; sie war gut und schön, eine fleißige Spinnerin, fromm, züchtig, wirklich, keusch und häuslich.“

Auch Kaiser Augustus sah darauf, daß seine Töchter nach guter alter Sitte neben ihren schöngeistigen Beschäftigungen des Spinnens und der Wollarbeiten nicht vergaßen. Ein Verehrer alten Brauches und einfacher Lebensführung muß auch jener kaiserliche Freigelassene gewesen sein, welcher seiner Gattin inschriftlich nachrühmt, daß sie ihre Söhne selbst gestillt habe. Die Sitte, Ammen zu halten, meist Ausländerinnen und barbarischer Abkunft, ist ja vielfach bezeugt, der Philosoph Favorinus (anfangs des 2. Jhds. n. Chr.) hielt bei einem Familienfeste eine eifrige Straßpredigt dagegen.

Zahlreich sind auch die geschichtlichen Zeugnisse von solchen Frauen, die nach einer vielgebrauchten Wendung der Alten das Licht ihres Hauses waren; namentlich führen die Briefe des älteren Plinius (23 bis 97 n. Chr.) eine Menge von Beispielen der Art an. Wie das altkönigliche und das republikanische, so hatte auch das kaiserliche Rom seine Muster von Tugend, Edelsinn und Hochherzigkeit unter dem weiblichen Geschlecht. Alle republikanischen Tugenden, Keuschheit, Einfachheit, Vaterlandsliebe und Hochsinn leuchten nur in dem Rom des Verfalls noch herrlicher. In Zeiten kaiserlicher Schreckensherrschaft, wo selbst Tränen um den verbannten oder gemeuchelten Sohn oder Gatten zur Gefahr wurden, gaben Frauen nicht selten erhebende Vorbilder von Seelengröße, Treue und Aufopferung. Fruchteten ihre Bitten und Tränen nichts, so teilten sie mit den Geliebten die Verbannung und aßen das bittere Brod des Exils mit ihnen in fernen ungasstlichen Himmelsstrichen, wo alle Lebensbeaglichkeit fehlte, oder sie gingen mutig mit oder nach ihnen in den Tod. So weichte sich eine Utilia Pomptilla, aus Furcht ihren dem schweren sardinischen Klima schier erliegenden Mann zu verlieren, dem Tode; der arme Verbannte überlebte die treue Gattin.

Hochgefeiert ward jene ältere Arria, die Gattin des Pätus, welche lange Zeit ihren Gatten über den Tod ihres geliebtesten Sohnes täuschte und mit übermenschlicher Anstrengung nach dem Verlust des geliebten Kindes „die Mutter spielte, was mehr war als das Beispiel der Todesverachtung dem Gatten zu geben,“ (was sie auch später tat) wie Plinius bemerkt. Heimlich vergoß sie ihre Tränen, um ruhig vor ihren Gatten treten zu können. Als im Jahre 42 n. Chr. Scribonianus gegen den elenden Kaiser Claudius (41 bis 54) eine Ver-

schwörung angezettelt hatte, an welcher auch Pätus beteiligt war, wurde der Hauptangeschuldigte getötet und Arrias Gatte gefangen nach Rom geschafft. Vergebens suchte die letztere dazuzusetzen, ihren Mann begleiten zu dürfen: sie wolle nur die Sklavin sein, die man einem Manne vom Range des Pätus nicht verweigern könne. Da nahm sie einen Mietkahn und reiste so dem Schiffe nach. Als die Gattin des Scribonian als Zeugin aufgerufen ward, wollte Arria diese nicht hören und sagte: „Ich soll dich hören, die du noch lebst, da doch dein Gatte Scribonian in deinem Schoße getötet ward?“

Die Verwandten fürchteten einen Selbstmord. Als deshalb ihr Schwiegersohn sie von diesem Gedanken abzubringen suchte und sagte, ob sie wohl wünsche, daß ihre Tochter Selbstmörderin würde, antwortete jene: „Ja; wenn sie so lange und so einträchtig mit dir gelebt hat, wie ich mit Pätus.“ Immer strenger von ihren Angehörigen beobachtet, sprach sie, als sie dies bemerkt hatte: „Das nützt euch nichts; ihr erreicht nur, daß ich eines härteren Todes sterbe; daß ich aber sterbe, könnt ihr nicht hindern.“ Sofort sprang sie von ihrem Sessel auf und rannte mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß sie bewußtlos zusammenbrach. Wieder zu sich gekommen, sagte sie weiter: „Ich habe euch ja gesagt, daß ich einen Weg zum Tode finde werde, sei es auch nur einen schwereren, wenn ihr mir den leichteren verlegt.“ Als der Tod ihres Gatten unwiderruflich und trotz aller Bemühungen besiegelt war, stieß sie sich vor dessen Augen den Dolch ins Herz und überreichte ihm denselben mit den unsterblichen Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!“ So starben Frauen im Rom der Cäsaren!

Denselben Namen und denselben unbeugsamen Hochsinn trug ihre Tochter, jene jüngere Arria, welche nur durch die Bitten und Vorstellungen ihres Gemahls, ihrer Tochter sich zu erhalten, bestimmt werden konnte, das Beispiel ihrer Mutter nicht nachzuahmen.

Und auch diese Tochter, Janina mit Namen, erwies sich der Mutter und Großmutter würdig. Ihr Gatte Helvidius Priscus, einmal unter Nero, und ein zweitesmal unter dem „guten Kaiser“ Vespasian verbannt, erfreute sich beidemal der Begleitung seines hochherzigen Weibes. Nach der Hinrichtung ihres Gatten lebte sie nur, um die Biographie ihres Mannes veröffentlichten zu lassen und so dessen Geist zu ehren und zu rächen, wozu sie den engbefreundeten Herennius Senecio aufgefördert und ihm alle Papiere des Gemordeten geliefert hatte. Freimütig nahm sie, als diesem der Prozeß gemacht wurde, alle Schuld auf sich allein und ließ sich zu keiner weiteren Auslage drängen, so hart man ihr auch zusetzte. Ihre noch lebende Mutter, die sie namentlich nicht verraten oder gefährden wollte, war ihr eine treue Stütze und konnte jetzt mit Freuden die Früchte ihrer Erziehung an ihrer Tochter ernten, um derentwillen ihr Gatte einst ihr zu leben befohlen hatte! Beide Frauen gingen nach der Hinrichtung des Herennius und der Konfiskation ihres Vermögens ins Exil und kehrten erst nach Domitians Tode wieder nach Rom zurück.

Wir glauben, daß diese wenigen Züge genügen werden, um Zeugnis abzulegen dafür, daß in dem Herzen des Weibes zu allen Zeiten und unter allen Umständen, ja selbst mitten in der sittenverderbten Cäsarenwirtschaft Altroms genug von jenem unbegreiflich Erhabenen geruht hat und wohl auch allezeit ruhen wird, von dem der Dichter singt:

Das ewig Weibliche  
Zieht uns hinan!

Und jenes geheimnisvolle Etwas ist nichts anderes als die Liebe, heiße sie nun Mutterliebe, Gattenliebe, Vaterlands- und Volksliebe oder sonst wie, jene rücksichtslose Hingabe an eine andere Person oder auch an eine große Idee, ohne welche im Leben der Menschen alles eitel oder nichts ist! Fast möchte es uns bedünken, daß des Weibes Herz, welches des höchsten Ideals ebenso fähig ist als das männliche, von Natur in höherer Liebesflamme aufzulodern vermag als das letztere. Der Kühnere des Frauenherzens, der oben schon angeführte Chamisso,

scheint ähnlich gefühlt zu haben, wenn er einen Gatten redend einführt und folgende Worte sprechen läßt:

„Ich werde nicht mit dir, du Süße, rechten —  
Dich lieben, so wie du mich liebest? nein.  
Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten,  
Der Liebe Preis ist dein.“

Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,  
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich;  
Die sich in Demut liebend hingeeben,  
Sie dient und herrscht zugleich.“\*)

\*) Wir warnen unsere Leser vor einer Aus- und Missdeutung des Wortes Demut in beschränkt-christlichem Sinne und verwahren uns auch selbst gegen eine solche.

## Londoner Bilder.

Von Heinrich Heine.

In der Frühe des ersten Morgens, den in London zu genießen mir beschieden war, weckten mich Töne, wie man ihnen wohl in den Bergen begegnet, wenn nah oder fern der Hirt mit seiner Herde vorüberzieht; Töne, so schlicht und anspruchslos, wie sie der fragliche Hirt auf seiner Querflöte eben hervorbringen kann. Ich öffnete das Fenster und traute kaum meinen Augen: wie kam dieser unverfälschte Pyrenäenhirt mit seiner Ziegenherde nach London? In Paris, ja selbst in Berlin würde ich nicht erstaunt gewesen sein, ihm zu begegnen; dorthin konnte er, ohne zu ermatten, dieselbe in fünf bis sechs Tönen sich bewegende Melodie blasend, seinen Ziegen vorauswandern. Aber daß er über den Kanal gekommen, schien mir zweifelhaft, so lange der Tunnelbau den Engländern gefährlich dünkt. — Nun, ich forschte nach und fand eine Erklärung in einem bald darauf erscheinenden Zeitungsartikel, der diesen Hirt zum Gegenstande hatte. Es handelt sich in der Tat um vier Hirten und Herden, die bestimmte Quartiere Londons durchziehen, um die Milch „direkt von der Ziege“ an kleine und große Kunden zu verkaufen. Die Führer sprechen zwar nicht englisch, und niemand versteht ihren baskischen Dialekt — aber trotzdem tauschen sie ein kleines Gemäß Milch gegen den englischen Penny aus: die Zeichen- und Geberdensprache sind weit mehr international als die englische oder französische. Einer der vier Hirten ist der Eigentümer der Ziegen, die einen Teil seiner pyrenäischen Herden bilden; Spekulation ließ ihn den Versuch machen, von Paris aus in London sich niederzulassen. Seine Ziegen finden, wie viel anderes Vieh, in den großen Parks den Sommer über Futter — im Winter gibts Heu. Einige Ställe mitten in der Stadt nehmen Ziegen und Hirten die Nacht über auf; und es wird erzählt, daß diese Hirten in altgewohnter Weise ihr Tagewerk beschließen mit frugalem Imbis und einer nervenstärkenden Pfeife.

Jeden Morgen zur selben Zeit weckte mich der Baskenhirt — bis ich in andere Quatiere übersiedelte, wohin er sich noch nicht zu wagen scheint. Jetzt entbehre ich die romantische Erscheinung sehr, jemehr die übrigen Erscheinungen ihre Romantik für mich verloren haben.

Von besonderer Wichtigkeit ist für jeden Neuling die Frage: wo sollst du essen? Um diese Frage definitiv zu lösen, nahm ich mir vor, jeden folgenden Tag in einer anderen Richtung so weit zu wandern, bis ich an irgend einer Stelle Nahrung für den Körper fand. Ich brauchte nie weit zu gehen: am ersten Tage wandte ich mich nach dem Süden und stieß auf ein italienisches Restaurant; zwar sind die Besucher nicht nur Italiener, sondern Kosmopoliten überhaupt, aber das Personal ist italienisch und die Küche italienisch-französisch. Man speist, d. h. frühstückt, speist zu Mittag, nimmt sein lancheon, einen Frühtrunk oder eine Extrastärkung bunt durcheinander: der Engländer genießt das zweite Frühstück, während der Deutsche im selben Lokale zu Mittag speist, wenn er sich von seiner heimatlichen Gewohnheit nicht trennen konnte, und der Franzose genießt sein dîner zu derselben Zeit. Erst als ich Gelegenheit hatte, mit eigenen Augen zu sehen, wurde mir der Unterschied zwischen dinner, dîner und Mittagessen klar; daß französische dîner ist (in der Regel) mit dem englischen lancheon und dem deutschen Gabelfrühstück identisch und fällt auch in dieselbe Zeit; wäh-

rend das souper der Franzosen dem englischen dinner gleichkommt. Der Deutsche steht hier hinten an: wenn er Gabelfrühstück hat, fällt sein Mittagessen aus, und Abends gibts für ihn kein dinner, sondern höchstens ein kärgliches Abendbrod. Dinner ist eine Mahlzeit extra, die sich der Deutsche nicht leisten kann, weshalb er sich vorläßt, es sei mit seinem Mittagessnahl identisch. Die Franzosen sind zweifelhaft, ob sie ihr dîner Mittag oder Abends nehmen sollen: die einen nennen ihr Mittagessen — dîner, die anderen verlangen es am Abend. So tragen die italienischen Restaurants allen Bedürfnissen Rechnung. —

Der zweite Tag führte mich in einen englischen Coffee- and Dining-Room. Ein anderes Publikum ist hier zu finden: junge Clerks, Handwerker und Stellungsuchende, überhaupt Leute mit spärlicheren Mitteln; auch Verkäuferinnen und „gut situirte“ Nadelarbeiterinnen. Der Speisezettel enthält nur englische Braten, Steaks und Gemüse. An Getränken wird nur Tee verabreicht und zwei andere Getränke, die mit Kaffee und Cacao bezeichnet sind, über deren Identität mit ihrem Namen ich aber sehr große Bedenken hege. Roastbeef ist in den Kaffeehäusern meist sehr gut, Fleischspeisen lassen im allgemeinen nichts zu wünschen übrig, und die Preise sind auch bescheiden. Trotzdem sind die Engländer nicht geneigt, diese Räume zu besuchen; sie ziehen den Aufenthalt in dem traurigsten Boardinghouse vor: weil letzteres mehr gentlemanlike ist. — In einem anderen Tage fand ich ein deutsches Wirthshaus mit deutschen Kellnern, deutschen Gerichten und deutschen Bieren. Ich schwelgte — deutsche Laute tönen an mein Ohr; mein Auge fiel auf deutsche Zeitungen — und bohrte sich in die übers Meer geflogenen „fliegenden Blätter“, die mir manche frohe Stunde bereitet haben — ein Beweis für meine harmlose und poetische Natur. An deutschen Bieren war Auswahl — nur fiel mir auf, daß sowohl Pilsener wie Dortmunder und „Hofbräu“ aus ein und demselben Fasse gezapft wurden. Wie das möglich, weiß ich nicht, in der höheren Gastwirtschaft bin ich das reine Baby.\*) Ich stand — oder saß im Begriff, einen neuen Schluck köstlichen Dortmunders zu nehmen — da erscholl Blechmusik! Eine Dissonanz machte mein Nervensystem erbeben — ich bin nämlich musikalisch gebildet —, und die Overture der einzigen englischen Operette „Patience“ macht mein Herz rascher schlagen — vor Ungeduld der Erwartung des Endes, denn der Bassist mühte sich vergebens, den richtigen Kontrapunkt zu finden, die zweite Trompete war in der Harmonielehre auch nicht gut bewandert, und der erste Trompeter brach mitunter ab, um Luft zu schöpfen, die Fortsetzung seiner Phrase der Phantasie des Hörers überlassend. Ähnlich gings mit einigen anderen Stücken — bis die Gesellschaft weiter zog. Es war eine deutsche Truppe, deren hier mehrere existiren. Sie kleiden sich in eine Art englischer Phantasieuniform und durchziehen bestimmte Stadtgegenden an bestimmten Tagen zu bestimmter Stunde, überall spärliche Gaben einheimend. Aber damit ist ihre Arbeit nicht getan; sie sind patronisirt von den vielen deutschen Klubs, denen sie im Sommer bei Ausflügen Begleitung geben, im Winter Ballmusik machen. Sie haben ihre Freunde und Feinde,

\*) Kleines Kind.

wie die Drehorgeln in Berlin. Ich hasse sie ihrer Musik wegen aber ich spende ihnen trotzdem meinen Penny — um ihnen nach und nach die Möglichkeit zu verschaffen, einen anderen Lebensberuf zu ergreifen. — Kaum war der letzte Ton im Straßenlärm verklungen, als neue Musik erschollen; diesmal war's ein Leichenzug mit Trauermusik und roter Standarte, welche in goldenen Lettern die Worte trug: „We relieve a distressed brother“ (Wir bestatten einen untergegangenen Bruder). Beiständer wandelten zur Seite des Leichenwagens, mit roten Schärpen und Mützen behängt, messingbeschlagene Stäbe in den Händen tragend. Es war eine Deputation der Salvation Army (der Rettungsarmee), einer Sekte, die fanatisch den Kreuzzug gegen die Sünden der verderbten Welt predigt, und obwohl noch nicht sehr alt, rasche Fortschritte macht. Wir wollen ihr später in ihrem neuen Hauptquartiere im früheren griechischen Theater und dem Adler-Wirtshause einen Besuch abstatten.

Die Temperenzler ziehen allein gegen den Alkohol zu Felde; sie haben verschiedene Temperance Bars ins Leben gerufen, allwo aus Prinzip kein alkoholhaltiges Getränk verabfolgt wird. Vor kurzem hat sich eine Gelbbandarmee gebildet, die für Mäßigkeit im Genuß von Bier, Wein und Schnaps eintritt, während die Blaubandarmee schon älteren Datums — absolute Enthaltensamkeit als Rettungsmittel von allem menschlichen Elend ansieht. Eine andere Armee schmückt das Knopfloch mit einem grünen Bändchen, als Zeichen, daß sie nicht gewillt ist, von ihrem Naturrecht, Bier, Wein und dergleichen zu produzieren und zu trinken, auch nur um eines Haars Breite abzuweichen. Mir gefällt von diesen Farben grün und gelb am besten, und wenn es nicht den Anschein hätte, als wäre ich ordensförmig, so würde ich diese beiden Bänder zusammen einknöpfen. Vielleicht hat die Blaubandbewegung eine gelinde Einschränkung des übermäßigen Alkoholgenusses zur Folge — sonst aber sind diese Demonstrationen äußerst harmlos, und ich sehe nicht ein, was einen Blaubändigen verhindern sollte, mit zugeknöpftem Ueberrock die Bar zu betreten und „zur Erwärmung“ einen Brandy zu genießen.

Wir graut vor der Temperance — und zwar weil ich am

vierten Tage meiner Forschungsreisen in einer Temperance Bar halt machte und dort mit Hunde- oder Katzenfleischpaste gefüttert wurde, gegen welche ich eine Art Vorurteil hege. Auch die anderen Speisen dufteten nicht lieblich — ich aß mich nur viertelsatt, blieb aber noch eine Weile sitzen, um mir das Publikum anzusehen. Der Speisezettel war am Eingange angehängt, und jeder Eintretende warf einen Blick darauf, um nach seinem Lieblingsgerichte zu suchen. Ich tat das auch — fand aber nichts, was ich so hätte nennen können. Billigere Speisen habe ich noch nie gefunden als hier, die Mäßigung erstreckte sich sogar auf den Profitsanspruch des Wirtes. Ich wurde mißtrauisch angesehen von den vorhandenen Gästen, die wahrscheinlich zweifelhaft waren, ob ich ein verirrter Fremder sei oder im Begriffe stehe, ihren speziellen Verufen Konkurrenz zu machen, nämlich in der Kunst die nötigen Penny-Stücke zu einem Mittagmahl zusammenzubringen — durch Schuhputzen, Straßenfegen, Lumpensammeln oder Betteln. Diese — und vielleicht noch andere Verufe — liefern die Besucher der besagten Temperance Bar. Der eine hat 2 pence für ein Stück Pudding, ja 1 penny ist schon hinreichend, um „eine Schüssel“ eines minderwertigen Puddings zu erstehen; für 3 und 4 pence werden Fleischpasteten und Fleischschnitten geliefert; Reis und dergleichen für je 1 penny — sodaß auch die bescheidensten Mittel zu einem Magenstopfmaterial verhelfen. Es gibt andere, auf höherer kulinarischer Stufe stehende Mäßigkeits-Speisewirtschaften, die aus der Not eine Tugend machen: weil sie nicht polizeiliche Erlaubnis zum Alkoholschank erhalten können, nennen sie sich Temperance Bars.

Die Zahl und Arten der londoner Speiseanstalten ist damit noch lange nicht erschöpft: französische Restaurants tragen den Gewohnheiten der eingewanderten Franzosen Rechnung; einige Public-houses haben Mittagstische zu mäßigem Preise und für gute Speisen eingerichtet; und die größeren Restaurants tragen einen durchaus kosmopolitischen Charakter. Die Boardinghäuser gehören in ein anderes Kapitel, und ich habe erst vor kurzem mit ihnen gebrochen, sodaß mir die Leser einen kleinen Verzug gestatten werden: ich möchte nicht gleich wieder an alle Schrecken jener Anstalten erinnert werden.

## Die Satire der Neuzeit. (Frühere Epoche.)

Von Dr. Richard Ernst.

Die Fruchtbarkeit der Muse steigerte sich in dem Grade, als die mittelalterlichen Ketten sich löderten und lösten und je höher die Sonne der neuzeitlichen Kultur stieg, desto üppiger gediehen auch die Saaten auf den Gefilden der Literatur. Daß auch die Stechpalmen der Satire dabei reichlich aufsproßten, läßt sich denken. Nicht sowohl aus chronologischen als vielmehr aus sachlichen Gründen lassen wir diesmal der pyrenäischen Halbinsel den Vortritt. Im Jahre 1605 erschien zu Madrid ein satirischer Roman, der bald das Entzücken von Alt und Jung, von Arm und Reich, vom Bettler und König wurde, ein unsterbliches Werk, das seine Lebensfähigkeit durch Jahrhunderte bewahrt hat und noch heutzutage unmittelbare praktische Wirkung hervorbringt: der Don Quixote von Miguel Cervantes de Saavedra (geb. 1547 in Alcalá, gest. 1616 in Madrid am nämlichen Tage, an dem Shakespeare zu Stratford seinen großen Geist aufgab). Cervantes, unbedingt der erlauchteste Genius, den sein Vaterland hervorgebracht hat, hatte es mit seiner weltberühmten Dichtung anfänglich bloß auf den Ruin der phantastischen und geschmacklosen Ritterromane abgesehen, deren Letztüre zu seiner Zeit so stark grassirte, daß Kanzel und Kanzlei ohnmächtig dagegen waren. Aber im Verlaufe der Dichtung wuchs sein Interesse an den selbsterfundnen Gestalten; als großer Dichter legte er unendlich mehr in den Roman nieder, als die ursprüngliche, einfache Intention, und so ist derselbe

zugleich eine vernichtende Satire auf die mannigfaltigsten Reaktionsbestrebungen aller Zeiten, welche das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen suchen, die Gebrechen der Zeit mit Medicamenten aus der Apotheke der Vergangenheit heilen zu können glauben und vermoderte Gewänder aus der Kumpelkammer überwundener Kulturepochen aufstöbern, um die Gegenwart damit zu bekleiden. Aber noch mehr; die Gestalten des hageren Ritters auf seinem dürren Klepper und seines fetten Knappen auf dem Grauchen sind Typen des einseitig idealistischen Phantasiemenschen und des einseitig groben Realisten, der dennoch von den Wundern des Reichthums und Erfolgs gläubig durchdrungen ist und daher an den Fahrten des Idealisten bereitwilligst Anteil nimmt, und der Roman ist eine klassische Darstellung des Gegensatzes und Kampfes idealistischer und realistischer Momente im Menschenleben. Dadurch ist der Don Quixote die großartigste Allegorie, die bis jetzt erschienen worden, und weil diese Allegorie auf der Basis einer vollendet plastischen Schilderung von Spaniens sozialen Zuständen ruht, ist er zugleich der beste Roman, der je geschrieben wurde. Mit demselben Werke, mit dem er den mittelalterlichen Ritterroman vernichtet, hat Cervantes den modernen Roman geschaffen, indem er dem aristokratischen Element das vollstümliche beimischte, derart, daß immer das eine dem andern zur Abschattung oder zur Beleuchtung dient. — Der großartigen Idee und psychologischen Tiefe des Werks

entsprechen der Reichtum der Erfindung, die Unerföhplichkeit des köstlichen Humors, des geistreichen Wizes, die Fülle der schärfsten und feinsten Charakteristik, die Lebendigkeit und Farbenpracht aller Schilderung des Außenlebens und der einfache Vortrag, dem es weder an Kraft und Würde noch auch an fröhlicher Leichtigkeit fehlt. Von dem künstlerischen Genie des Dichters zeugt schon die Doppelfigur, welche den eigentlichen Held des Romans bildet, der feingebildete Hidalgo Don Quixote und der häuerische Sancho Pansa, zwei Gestalten, die sich beständig parodiren und doch so wunderbar ergänzen, ein prächtiges Paar, das uns unter den verschiedenartigsten Verwunderungen so oft begegnet, im Leben wie in der Kunst. Hier zeigt sich Cervantes als größter Meister des Kontrastes. Der Ritter groß und hager, der Knappe klein und dick; der Ritter tapfer, großmütig, freigebig, gelehrt und höflich, der Stallmeister heimtückisch, feig, eigennützig, unwissend und grob; der Herr verliebt in eine ideale Dame, der Diener in seinen Esel; jener voll Liebe für Ehre, Ruhm und Großtaten, dieser lediglich besorgt um seinen Bauch und Beutel: die echte und gerechte Vivree; dort Begeisterung bis zur Schwärmerei, hier hausbadensie Nüchternheit; dort Poesie, hier Prosa. Diese Doppelfigur, welche seitdem mehrfach nachgeahmt wurde, verleiht dem Roman von Cervantes, nach G. Heines treffendem Ausdruck, eine überaus kunstvolle Natürlichkeit und aus ihrem Charakter entfaltet sich wie aus einem einzigen Kern der ganze Roman, gleich einem indischen Riesenbaum mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüten, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen. Die Namen Shakespeare, Cervantes, Goethe, sagt derselbe Dichter ferner, halten zusammen wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen, es weht darin eine ewige Milde, es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in den Einzelheiten des Stils, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist, sowie in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar sind. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsch mit sechs panachierten Pferden gravitatisch dahinfährt. Aber dieser einfache Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän; oder es erinnert auch die Sprache des Ritters an eine stolze Hofdame im aufgebrauchten Seidenkleide, mit langer rauschender Schleppe — aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe und die langen Perioden schließen mit den anmutigsten Wendungen.

Man erzählt: Philipp III. bemerkte einst einen am Ufer des Manzanares lesend auf- und abgehenden Studenten, der bald stehen blieb, bald sich vor die Stirne schlug, bald Lustsprünge machte, bald laut auslachte. „Der Mensch ist ein Narr, oder er liest den Don Quixote,“ sagte der König, sandte einen der Pagen und das Buch war richtig der Don Quixote. — Der Pagen und das Buch war richtig der Don Quixote. — Don Quixote verdient, daß man bloß um seinetwillen Spanisch lerne, sagt Weber; jede Uebersetzung gleicht, nach Cervantes' eigenem Ausdruck, einer schönen Tapete, die umgewandt ist. Indessen ist das Werk in alle Sprachen Europas übersezt und unter den deutschen Uebersetzungen ist diejenige von Tied die gelungenste.

Wir wenden uns nunmehr nach Deutschland. Die furchtbare Barbarei des dreißigjährigen Kriegs mußte wie für die deutsche Kultur überhaupt so auch für die Literatur höchst unheilvoll werden, und wie dieser Krieg die politische Existenz Deutschlands dem Auslande preisgab, so führte er auch die Fremdherrschaft in der Literatur herbei. Das Volkslied, stets die herrschende Quelle nationaler Poesie, verstummete allmählig, die Gelehrten suchten einzig das Heil in slavischer Befolgung mißverständlicher Kunstregeln des Altertums, vernachlässigten die Muttersprache und den vaterländischen Literaturschatz und leisteten der geistlosesten, plattesten Nachahmung schlechter französischer und italienischer Muster allen möglichen Vorschub. Die Poesie

sank zur faden Fäule mit Schäferorden und Hirtennamen herab und ihre Pfleger „schwammen haltlos umher im Meere süßlicher Albernheit und schwülstiger Alexandriner.“ Die deutsche Sprache verlor den kräftigen, einfachen Charakter, den ihr Luther verliehen, und wurde durch Einmischung vieler den alten oder den romanischen Sprachen entlehnten Fremdwörter entstellt. Ueber ein Jahrhundert blieb die in Sprache und Form vollendete, aber kalte und steife Literatur der Franzosen Muster und Vorbild der deutschen Dichtung. Selbst das Studium der altklassischen Literatur war für die deutsche Poesie dieser Periode unheilvoll, indem man für den hohen Geist derselben kein Verständnis hatte. Kraft, Freiheit und Selbstgefühl gehen diesen Dichtern gänzlich ab; sie kriechen vor allen Vornehmen und Schmeicheln den Hochgeborenen. — Mit Martin Opiz aus Bunsau in Schlesien (1597 bis 1639) läßt man gewöhnlich die Geschichte der neueren deutschen Literatur beginnen. Beinahe zwei Jahrhunderte lang hieß Opiz allgemein der „Vater der deutschen Dichtkunst“ und sein Ruhm, sein Einfluß als Haupt der ersten schlesischen Dichterschule war groß nicht bloß bei seinen Zeitgenossen. Sein Streben war ein gutgemeintes, aber sein Vermögen ein schwaches. Als Poet unbedeutend, als Charakter von großer Schwäche, hat er dagegen als Metriker und Sprachreiner unbestreitbare Verdienste. Opiz hat zuerst die Sprache Luthers zur Sprache der Poesie erhoben und ihr hierdurch erst recht eigentlich die Alleinherrschaft erobert. Er hat ferner die Poesie von den fremden Wörtern und Redensarten wie von den mundartlichen Einmischungen gesäubert. Er hat endlich die noch jetzt beinahe vollständig gültige Prosodie und Silbenmessung wenn auch nicht geschaffen, so doch bis zum hohen Grade ausgebildet und zur allgemeinen Anerkennung gebracht. Sein Grundsatz, daß die Poesie, indem sie ergötze, zugleich auch nütze und belehren müsse, räumt der Lehrdichtung ein ganz unverhältnismäßig großes Feld ein und er mußte auch der Satire, als Zweig der Lehrdichtung, zugute kommen. Unter den Satirikern dieser Periode ist vor allem zu nennen der als Mensch wie als Dichter gleich hochstehende, gedankenreiche und scharfsäugige Friedrich v. Logau (1604 bis 55), der größte Epigrammatiker der Deutschen, von dem Lessing bemerkt, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen. In der entsetzlichen sittlichen Verkommenheit seiner Zeit steht er auf der einsamen Höhe der Tugend und zeigt sich als ein Mann von bewährtem Charakter. Die von ihm unter dem Titel: „Salomons von Golaw (Anagramm für Logau) deutscher Sinngebichte drey Tausend,“ umfaßt teils milde und gemüthliche Sinnprüche, welche allgemeine Verhältnisse des innern und äußern Lebens behandeln, und in welcher er die Schätze seiner Erfahrung niederlegt und Lehren der Weisheit erteilt — teils wizige, scharfe und schneidige Epigramme, welche vorzugsweise die politischen und sittlichen Zustände seiner Zeit behandeln. In diesen wie in jenen bekundet sich ein hoher Adel der Gesinnung, ein tiefes Gefühl der Wahrheit und Sittlichkeit, in letzteren überdies die wärmste Vaterlandsliebe und echter Freiheitsinn. Neben dem Kriege und dessen Folgen waren die Fürsten und Höfe eine Hauptquelle des Elends, dem Land und Volk erlagen; Logau, der selbst an einem Hofe lebte — er war Kanzleirat bei dem Herzog Ludwig von Brieg — fühlte das tief und trotz seiner Abhängigkeit von einem Fürsten sprach er sich doch hierüber mit aller eines edlen Charakters würdigen Freimütigkeit, selbst mit Schärfe, aus, und er tabelte nicht bloß die Heuchler und Schmeichler, welche die Fürsten verderben, sondern auch diese selbst; ja, er wagt es, ihnen zu sagen, daß sie nur des Volkes wegen da seien und sich als dessen Knechte betrachten müssen, wenn sie anders ihrem hohen Verufe entsprechen wollen, z. B. in folgendem Epigramm:

Obrigkeit und Untertanen.

Ob die Untren von den Obren, ob der Untren Obre wegen, Fragstu, sind? Frag, ob am Hirten ohne Herd ist viel gelegen.

Auch den törichtten Amafungen des Adels tritt er entgegen, obgleich er selbst aus einem altadeligen Geschlechte stammte, wie im nachstehenden:

## Adel.

Hoher Stamm und alte Väter  
Machen wohl ein groß Geschrei;  
Moses aber ist Verräter  
Daß dein Ursprung Erde sei.

Eines seiner schönsten Epigramme ist das über

Die deutsche Sprache.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, polstern, donnern,  
krachen,  
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gütteln, kirmeln,  
lachen.

Logaus Epigramme sind noch heutzutage nicht veraltet und es ist der Reklamischen Verlags-Handlung als Verdienst anzurechnen, daß sie dieselben in ihre billige Klassikerbibliothek aufgenommen hat.

Von Logau beeinflusst schrieb Johann Grob aus dem Logaugenburgischen († 1697) seine satirischen Epigramme, die er Aufschriften oder Kurzgedichte nennt und worin er sowohl allgemeine moralische Gebrechen, wie auch Zeitvorurtheile verspottet. Zuweilen dringt er auch tiefer in die öffentlichen Verhältnisse ein und stellt namentlich die Schlechtigkeit der Rechtspflege dar oder ergeht sich in witzigem Spott über den Adel, z. B. im folgenden:

Was ein Baum ist ohne Laub, was ein Kirchturm ohne Glocken,  
Was ein Keller ohne Wein, eine Suppe sonder Broden,  
Was ein Schiff ist ohne Segel, was ein Anker ohne Grund,  
Was ein Schütz sonder Pulver und ein Jäger ohne Hund,  
Was ein Weber ohne Garn, was ein Schlosser sonder Eisen,  
Was ein Bedier ohne Maß, und ein Gartoch ohne Speisen,  
Was ein Fuhrmann ohne Wagen und ein Bauer ohne Feld,  
Diß und zehen mal noch minder ist der Adel ohne Geld.

Eigentliche Satiren in Versen nach dem Muster des Horaz und Juvenal dichteten Lauremburg und Rachel. Der erstere, aus Kostock, († 1658) veröffentlichte seine im Volkston gehaltenen, an Mutterwitz, Lebenserfahrung und gesunden Ansichten reichen, in plattdeutscher Sprache abgefaßten Satiren unter dem Titel: „De veer olde berömde Scherz-Gedichte. Mit eenem Anhang von etliken in düssen Tyden nyen ingeschlekenen Rißbrüden.“ Einen Begriff von seiner Manier gebe nachstehende Inhaltsangabe der ersten Satire: „Von der Nyhschen izigen verdorbenen Wandel und Maneren.“ Sie geißelt besonders die Nachahmung fremder Sitten und Trachten. Pythagoras, beginnt dieselbe, habe nicht die Seelenwanderung verkündigt. Wenn dessen Lehre wahr sein sollte, so würde er, der Dichter, seine Seele am liebsten in ein Schoßhündchen fahren lassen, da würde er es besser haben als ein armer Mensch, er würde alles in Fülle bekommen und auf weichen Pfählen ruhen oder im Schoß einer Jungfrau, wie es nun der Brauch sei. Als Mensch möchte er am liebsten dem Mittelstand angehören, doch tue ihm auch hier die Wahl weh. Ein Handwerker sei am Ende das beste, denn Handwerk hat goldenen Boden. Am liebsten aber möchte er ein Schneider werden und zwar ein Schneider von Paris, einer von denen, die auf der Nadelspitze Ehre und Reichthum erklimmen hätten. Das bringt ihn auf die Betrachtung des Einflusses, welchen Frankreich auf die deutschen Sitten ausübt und er spottet besonders darüber, daß alles nach Frankreich reise, als ob man dort Wissenschaft, Kunst und Verstand essen und trinken könnte. Schließlich bekommt auch die Modetorheit einen argen Hieb.

Die acht Satiren von Joachim Rachel aus Schleswig († 1669) stehen an Korrektheit und Regelmäßigkeit der Form und an seiner Beobachtung ebensoweit über denen von Lauremburg, als sie an Natur und Lebendigkeit hinter denselben zurückbleiben.

Die dramatische Satire fand einen geistvollen Vertreter in Andreas Gryphius aus Glogau († 1664), welcher den Uebergang von der ersten zur zweiten schlesischen Schule bildet, die gegen die phantasielose Verständigkeit und den nüchternen Formalismus der Opizianer mit Recht reagirte, aber in das entgegenge setzte Extrem verfiel, nämlich in jene aufgebauschte, in sinnlichen Bildern schwelgende, auf effektthaschenden Antiksen ein-

herstehende, verzerrte Zeichnungen mit grellen Farben überfließende Concettipoesie, für welche die Italiener des 17. Jahrhunderts den Ton angaben und welche nach einem kurzen, gewaltigen Aufschwung in den höchsten Bombast ausartete. Die Hauptrepräsentanten dieser Schule sind Hoffmannswaldau († 1679) und Hohenstein († 1683). Gryphius, der als Lyriker Phantasie und Gefühl in die deutsche Kunstpoesie gebracht hat, erwarb sich noch größere Verdienste um dieselbe als Dramatiker. Er war der erste, welcher den Weg, den Opiz dem Drama vorgezeichnet hatte, durch eigene Schöpfungen betrat, und wenn er auch nicht der Vater der dramatischen Dichtkunst (wie es früher allgemein hieß) gewesen ist, so war er doch der Vater der gelehrten Behandlung desselben. Viel bedeutender aber als seine Trauerspiele sind seine Lustspiele, unter denen sein „Peter Squenz“ und sein „Horribilicribrifax“ die gelungensten sind. „Peter Squenz“ ist eine gelungene Persiflage der eingebildeten Bettelvoeten und hochnasigen Schulmeister jener Zeit. Der Inhalt ist sehr einfach. Die ehrsamten Bewohner von Kumpelskirchen wollen die Durchreise des Fürsten durch ein Schauspiel verherrlichen, ein solches wird gedichtet und vorgetragen, Dichtung und Vortrag fallen elendiglich aus, gewähren aber gerade dadurch dem Fürsten und seiner Begleitung großes Vergnügen. Die Ausführung ist voll Witz, Leben und Wahrheit und die Charaktere sind mit meisterhafter Sicherheit gezeichnet. Von noch größerer komischer Kraft aber ist der „Horribilicribrifax“, der die soldatische Brahlhanzerei jener Zeit, das bramabasirende Wesen der Söldner prächtig verhöhnt und überhaupt die Sitten der verschiedenen Stände nach dem dreißigjährigen Krieg in ihrer ganzen Ehrlosigkeit und Verderbtheit schildert. Beide Lustspiele bezeichnen einen Fortschritt aus der alten Fastnachtsposse zur höheren Komik.

In beiden Gattungen des Dramas fand Gryphius Nachahmer, in der Komödie folgte ihm Christian Weise († 1708 in Jittau), welcher im Gegensatz zur modischen Geschraubtheit und Geziertheit der zweiten schlesischen Schule die Natürlichkeit seine Muse nannte. Die Satire wurde von ihm in mehreren Romanen kultivirt. An Romanen war das 17. und 18. Jahrhundert überhaupt sehr reich und es lassen sich im allgemeinen drei Klassen dieser Literaturgattung unterscheiden: Helden- und Liebesromane, Abenteuerromane und Robinsonaden\*). Der bedeutendste und bekannteste unter den Abenteuerromanen ist der „Simplicissimus“ des Christoph von Grimmelshausen († 1676 als Stadtschultheiß zu Renchen in Baden), der in einer bunten Reihe von Bildern die in jener Zeit herrschende Entfittlichung und Rohheit, Zügellosigkeit und Verwilderung mit Humor und heiterer Gemüthlichkeit schildert. Christian Weise hat nun im Rahmen des Romans satirische Zeitgemälde aufgestellt. Ein treffliches Kulturbild des 17. Jahrhunderts ist besonders der Roman: „Die drei ärgsten Erznarren der ganzen Welt“. In- folge testamentarischer Verfügung soll jemand die drei ärgsten Narren malen lassen und er unternimmt daher eine Reise, diese aufzusuchen. Da trifft er nun die verschiedensten Menschen mit den verschiedensten Mängeln und Gebrechen an, und die mannigfaltigsten Charaktere und Zustände entrollen sich vor unsern Augen sehr lebendig und anschaulich.

Ein vortrefflicher Satiriker in Prosa war der Elsässer Moscherosch († 1669). Er war von den Stürmen des Kriegs hin und hergetrieben worden und hatte in seinem vielbewegten Leben die Verworfenheit, Rohheit und Sittenverderbnis der Zeit kennen gelernt. Seine Beobachtungen und Erlebnisse legte er nieder in einem ausgezeichneten Werke, das den Titel führt: „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittenwald, d. i. Straff-Schriften“. In 14 Gesichten, oder Träumen, worin er die Visionen des Spaniers Duebedo zum Vorbild nahm, gibt er ergreifende Schilderungen von dem Elend und Jammer seines mit Füßen getretenen Vaterlands. Als Beispiel sei die 6. Vision, betitelt „Höllentinder“ angeführt. Der Dichter

\*) Das erste Buch dieser Art verfaßte der Engländer Daniel Defoe unter dem Titel Robinson Crusoe 1719, das schon 1721 in deutscher Sprache erschien.

geht spazieren, gerät in unbekannte Gegend, in der sich ihm bald zwei Wege zeigen, von denen der eine rauh, steil und kaum betreten ist, während sich auf dem andern unzählige Menschen hindrängen, da Wirtschaftshäuser und Erholungsorter aller Art die Reise erleichtern und angenehm machen. So kann er in großer Gesellschaft weiter gehen, mit der er uns nach und nach bekannt macht. Es ist dies aber der Weg zur Hölle, welche er endlich mit seinen Gefährten erreicht und dann nach allen Richtungen durchkreuzt, um ihre sämtlichen Bewohner kennen zu lernen. Moscherosch schneidet kräftiger ins Fleisch der einzelnen Stände und Verhältnisse als der Dichter des Narrenschiffs. Es sind besonders die höheren und gelehrten Stände, die er in der Hölle antrifft, von den niederen nur diejenigen, welche an dem Verderben der Sitten mehr oder weniger Anteil hatten, so z. B. die Schneider, weil sie der Modelust dienen. Moscherosch ist nicht bloß vaterländisch gesinnt, sondern ein Demokrat im wahren Sinne des Worts, und er liebt das Volk, schon deshalb, weil er bei ihm mehr nationale Gesinnung fand als bei den höheren Ständen.

Auch die Geistlichkeit, die protestantische wie die katholische, schrieb im 17. Jahrhundert Satiren und selbst auf der Kanzel wußte sich die Satire mitunter einzunisten. Unter den protestantischen Satirikern ist Balthasar Schupp aus Gießen († 1661 als Hauptpastor in Hamburg), der in vollständig gehaltenen Predigten wie in zahlreichen Schriften die Versunkenheit seiner Zeit geißelte. Er war im vollsten Sinne des Worts populär, bediente sich der kräftigen, bilderreichen Sprache des Volks und scheute sich nicht, recht drastische Ausdrücke zu gebrauchen, die er beim Volk vorfand und selbst seine Kanzelvorträge mit derben Anekdoten zu würzen. Unter anderem ließ er sich besonders die Verbesserung des Schulwesens angelegen sein. Eine seiner satirischen Schriften erzählt, wie Apollo mit den Muses und berühmten Gelehrten sich darüber beraten habe, woher die Verdorbenheit in der Welt und namentlich in der Gelehrtenrepublik herrühre und wie derselben abzuhelfen sei. Am besten gefällt dem Apollo der Vortrag der Polyhymnia, wonach jede Verbesserung der menschlichen Zustände von der Schule ausgehen müsse, worauf der Pädagog Comenius ein trauriges Bild von den damaligen Schulen entwirft, von dem manche Züge noch heutzutage zutreffen. Zuletzt faßt Apollo die Beratung dahin zusammen, man müsse zu allererst für gute Schulmeister sorgen, dieselben aber auch anständig bezahlen, denn „daß sich heutigen Tages kein generöses und tugendreiches Ingenium zum Schulwesen will gebrauchen lassen, rührt daher, „daß man den Schul-Bedienten Reißgen-Futter gibt und Fels-Arbeit aufleget.“

Wie Schupp im Norden, so satirisirte im katholischen Süden der berühmte wiener Hofprediger, Pater Abraham a Sancta Clara (eigentlich Ulrich Megerle aus Schwaben † 1709), in welchem Nabelais und Fischart wiedergegeben zu sein schienen. Seine Schriften entsprechen den Anforderungen, die er selbst an einen Kanzelredner stellt, wenn er gefallen soll\*); alles ist darauf berechnet, das Lachen zu erregen und durch den komischen Effekt die Aufmerksamkeit zu fesseln, wodurch zugleich eine tiefere Wirkung erzielt werden soll. Die Darstellung ist daher im höchsten Grade burlesk und mit Wortspielen und Gleichnissen überfüllt, an denen er uner schöplich war. Aber auch an

eigentlichen Wizen ist er außerordentlich reich; stets ergreift er mit sicherem Blicke die lächerlichen Seiten der menschlichen Verhältnisse und Zustände. Ebenso uner schöplich ist er an Fabeln, Geschichten und Anekdoten jeglicher Art, die er nicht selten mit Meisterhaft und meist mit anschaulichster Lebendigkeit erzählt. Abraham a S. Clara spricht die Sprache des Volks, sein Stil ist klar, lebendig, anschaulich und von natürlichem Wohlklang, an Mannichfaltigkeit und Abrundungen der Satzbildungen übertrifft ihn kaum ein anderer Schriftsteller der Zeit. Reich an treffenden Ausdrücken, scheute er sich auch vor den kräftigsten nicht, wie er auch keinen Anstand nimmt, Possen und Zoten zu reizen. Die im ganzen hochdeutsche Sprache ist mit einer Menge von österreichischen Provinzialismen versetzt, was den burlesken Charakter noch erhöht. So sind Megerles Schriften das ächteste Urbild von dem, was man gewöhnlich unter Kapuzinaden versteht, wie denn die schillerische Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager eine zumteil wörtliche Bearbeitung einer Türkenpredigt von Abraham a Santa Clara ist. Es sei verstatet, aus seinem vierbändigen Hauptwerk: „Judas der Erz-Schelm“ eine Stelle anzuführen, welche überschrieben ist

### Die Jungfrau.

Ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie die Glocken am Charfreitag, muß sich nit viel hören lassen. Die Männer können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mute seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Orgel; so bald diese ein wenig angetastet wird, so schreyt sie. Ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie der Palm-Eßl, der last sich im Jahr nur einmahl sehen. Ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Spittel-Suppen, die hat nit viel Augen, auch soll sie wenig vmbgaffen zc. Ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Nacht-Eul, die kombt sein wenig ans Taglicht. Ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Spiegel, wenn man diesem ein wenig zu nahen kombt und anhaucht, so macht er ein finstere Gesicht. Ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Licht, welches verperrert in der Latern viel sicherer ist, als aussere derselben. Insonderheit aber soll seyn und muß seyn ein rechte Jungfrau wie ein Schildkrodt, die ist allezeit zu Haus, maßen sie ihre Behausung mit sich tregt; also eine rechte Jungfrau sich mehrentheil soll zu Haus auffhalten zur Weidung aller bösen Gelegenheiten; denn gleich wie jener gute Saamen des Evangelischen Adermanns, so auff den Weeg gefallen, von den Vögeln ist verzehret worden, also seynd die Ehrfame Jungfrauen, welche immerzu auff Weeg und Gassen sich sehen lassen, von den Erz-Vögeln gar nicht sicher. Wäre die Dina, des Jakobz saubere Tochter, zu Haus gebliben, so wäre sie niemahlens so spöttisch vmb ihr Ehr kommen\*).

\*) Ueber Pater Abraham, der beim Volk, das ihn Fabelhans nannte, wie bei Hof sehr beliebt war, kursiren eine Menge Anekdoten. So soll er einmal mit dem Grafen Trautmannsdorf gewettet haben, ihn auf der Kanzel ohne Beleidigung einen Esel nennen zu wollen. Er erzählte in der Predigt von einer Gemeinde, die einen dummen Schulzen gewählt hatte und rief dreimal: „Dem Esel traut mans Dorf!“ Ebenso gewann er eine Wette, daß er auf der Kanzel eine Kanne Wein austrinken und die Kanne der ganzen Gemeinde zeigen werde. Er nahm die volle Kanne unter seine Kutte, trank sie während des stillen Gebets niederkneidend aus und nach dem Segen zeigte er dieselbe mit den Worten: „Es ist gestern diese Kanne gefunden worden, wenn sie gehört, kann sich melden.“ Eine Magd hatte den Kapuzinern eine Kalpalette zu bringen, Abraham wies ihr sein Augustinerkloster. „Aber sie sind ja schwarz“ fragte die Magd. „Wohl mein Kind! wir haben eben Trauer“ sagte Abraham und verzehrte lachend mit seinen Brüdern die Pastete. — Von seinem Sterben erzählt man sich noch folgende charakteristische Anekdote. Obwohl er als Knabe das Jesuiten-gymnasium zu Ungolstadt besucht hatte, blieb er bis an sein Ende ein Feind der Jesuiten. Man sagt nun, daß zwei Jesuiten zu ihm kamen, als er im Sterben lag, um ihn noch zu einer rührenden Anerkennung ihres Ordens zu belehren. Da soll er sie gebeten haben, zur Rechten und zur Linken von seinem Bett zu treten und auf die Frage: Warum das? habe er geantwortet, damit er auch sterbe, wie sein Heiland — zwischen zwei Schächern.

\*) „So lang ein Prediger ein schöne, zierliche, wolberedte, ein auffgepußte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen vnderspäete Predig macht, da ist jedermann gut Freund. Bivat der Pater Prediger! ein waderer Mann! ich höre ihm mit Lust zu. Wann er aber ein scharpffen Ernst anfangt zu zeigen, wann er anfangt, grossen Herren, denen hohen Ministris und Rätthen, den Edl-Leuthen, den Geistlichen, den Soldaten; den Magistrat und Obrigkeit, den Zimmerleuthen, Beden, Gartnern, Wirthen, den Bauern und Kindern, dem Frauen-Zimmer die Wahrheit zu sagen, so bringt ihm solches Raden Naderen, so bringen ihm solche Wörter Schwerdter, so bringt ihm solches Sagen Klagen. Er verfeindt sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leyden, die Kirchenstüel werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirchen wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarkt, an allen Orten wird man hören: Was sey ich mich vmb den Prediger.“

Werfen wir nun wiederum einen Blick zu unsern Nachbarn jenseits der Vogesen. Wir sehen in Rabelais einen Dichter, der mit eminenter Genialität einen satirischen Spiegel des Denkens und des Lebens seiner Zeit entworfen hat und in welchem sich der gährende Most eines neuen Weltalters zu kolossalen, alles in Witz und Spott begrabenden Wellen auf-

bäumte. In ihm machte der französische Geist gleichsam einen verzweifelten, gewaltigen Versuch, eine selbständige Literatur zu begründen. Aber vergebens, Rabelais blieb ohne Nachfolger. Die französische Dichtung gestaltete sich vollständig zu einer Poesie des Verstandes; die Alten blieben Muster, aber in sehr einseitigem Sinn, Nüchternheit und Kahlheit wurden



Landsknecht

fälschlich für die edle Simplizität der Griechen gehalten und den geistlos aufgefaßten Kunstregeln der Alten, z. B. des Horaz, widmete man eine slavische Folgsamkeit und abstrahirte aus ihnen eine Doria, deren praktische Folgen gerade so absurd waren, wie die Erscheinung Ludwigs XIV., der mit einer Allongeperrücke und in Schuhen mit roten Absätzen öffentlich als Musengott auftrat. Korrektheit und Eleganz wurden in erster Linie gefordert, die Literatur ward formell und konventionell,

sie wurde Hof- und Gesellschaftsliteratur im engeren Sinne des Worts, indem sie ihre Anregungen ausschließlich von dem sich neuentsaltenden Hof-, Staats- und Gesellschaftsleben empfing und auf dieses Wesen allein zu wirken suchte. Der Hof war der Parnass, die von Richelieu 1635 als höchster Gerichtshof in Sprache und Geschmack gegründete Akademie (Académie française) — deren Verdienste um die grammatikalische und stilistische Ausbildung und Gesetzgebung der französischen Sprache

übrigens achtungswert sind — dekretirte Unsterblichkeit oder Verdammung. Die Dichter schrieben nicht für die Nation, sondern für den Cirkel von Versailles und Ludwig XIV. war nicht allein ihr Mäcen, sondern geradezu ihr Apoll, der Lorbeerkränze und Pensionen ausstelte und dagegen in allen Variationen des Servilismus angefangen wurde. Bei alledem ver-

leugnete sich die reiche dichterische Begabung Frankreichs nicht und das Zeitalter Ludwigs XIV. sah jene „klassische“ französische Literatur entstehen, welche mehrere glänzende Dichtergeister, wie die Tragiker Corneille und Racine und den unsterblichen Komödiendichter Molière hervorgebracht und, wenn auch auf falschen Prinzipien beruhend, Europa lange Zeit die



(Seite 291.)

Gesetze des Geschmacks diktiert hat, und erst durch die gesunde Kraft des stammverwandten englischen und deutschen Genius aus dem Felde geschlagen wurde.

Was die Satire anbelangt, so hatte dieselbe schon früher einen Pfleger gefunden in Regnier († 1613), welcher der französischen Satire ihre bleibende Kunstform gab. Seine 16 Satiren verraten durchgehends scharfe Beobachtungsgabe und schlagenden Witz. Es war etwas von Rabelais' sarkastischer

Aber in ihm und seine Form ist so wenig geschleckt und geleckt, daß sie ihm von einem späteren Poeten, in dem die konventionelle Geschmacksrichtung der Klassik ihren vollständigsten Ausdruck fand, einen höhnischen Seitenhieb eintrug. Dieser Poet war Nicolas Boileau († 1711), welcher der gefeiertste Lyriker und zugleich der kritische Gesetzgeber des neuen Klassizismus wurde und dessen Hauptwerk, die nach horazischem Muster ausgearbeitete Poetik (L'art poétique), sozusagen die Bibel des

französischen Klassizismus, Jahrhunderte lang bewundert und befolgt wurde. Boileau, der es sich sehr angelegen sein ließ, der Horaz der Franzosen zu werden, hat 12 Satiren nach horazischem Muster geschrieben, welche sein bedeutendstes Werk sind, sich lange Zeit großer Berühmtheit erfreuten und ihm den Namen des größten Satirikers einbrachten. In denselben züchtigt er mit Freimütigkeit die Heuchelei und Anmaßung der Jesuiten, die Erbärmlichkeit der zahlreichen Dichtlinge und viele Gebrechen seiner Zeit überhaupt.

Weit mehr satirischer Geist als in den Schriften des pedantischen Versdrehers Boileau sprüht in den Komödien des großen Molière, des Vaters des französischen Lustspiels. († 1673.) Dem Volke entsprossen und frühzeitig auf seine eigene Kraft verwiesen, hatte Jean Baptist Poquelin, wie Molière eigentlich hieß, (Molière ist ein angenommener Teatername), Gelegenheit, das Leben in seiner herben Wirklichkeit und die Menschen so wie sie sind kennen zu lernen; daher die unübertreffliche Wahrheit seiner Charakterzeichnung, und der sittliche Ernst, der auf dem Grunde seiner Komik ruht. Obgleich er sich vermöge seiner Stellung zum lobhudelnden Possenreißer des Hofes hergeben mußte, ist etwas Demokratisches und Revolutionäres in ihm, denn wie hätte er es sonst wagen können, gegenüber einer Aristokratie wie der damaligen die vornehmen Laster mit unsterblichem Gelächter zu überschütten, gegenüber einem bigotten Hof die religiöse Heuchelei mit einer Kühnheit zu entlarven, die zu den besten Geistesstaten aller Zeiten gehört? Molière, der die Fabel seiner Stücke häufig ändern ältern Dichtern entlehnte, schlif die rohen Kiesel zu Brillanten und faßte sie in Gold. Seine shakespeare'sche Kraft fließt aus dem Kontrast der Situationen mit den Neigungen und Absichten des Handelnden, des eigenen Charakters mit dem angenommenen oder eingebildeten, aus dem Gegensatz der Worte und Handlungen, der Wahrheit und des Scheins, der Denkart und des Betragens

und aus der Wichtigkeit, mit der seine Toren die unbedeutendsten Kleinigkeiten behandeln. Kein Komiker hat so auf Europa gewirkt, als Molière, keiner so viele schädliche Torheiten hinausgelacht. Unter seinen 32 Stücken sind die gefeiertesten: „Tartüffe“, „Der Menschenfeind“, „Der Geizige“ und „Die gelehrten Frauen“, denen aber „Die Schule der Frauen“, „Der bürgerliche Edelmann“ und „Der eingebildete Kranke“ an frischer Lebendigkeit und Humor zur Seite gesetzt werden dürfen. Das vollendetste derselben ist der zu europäischer Popularität gelangte Tartüffe, worin das scheinheilige Treiben der Frömmler, die unter der Maske der Religiosität ihre nichtswürdigen Absichten verfolgen, auf eine so anschauliche Weise dargestellt wird, daß sich in den höheren Kreisen ein heftiger Sturm gegen das Stück erhob und Tartüffe der Gattungsname scheinheiliger Pharisäer geworden ist. So lange solche Füchse im Schafspelz in der menschlichen Gesellschaft umherschleichen, wird sich Molières Tartüffe in gleicher Frische auf den Bühnen erhalten. „Worum findet man so viel Anstoß am Tartüffe?“ fragte einst Ludwig XIV., als die Italiener am Hofe eine religiös sehr freie Posse ausführten. „Die Italiener,“ erwiderte ein Hofmann, „haben nur Gott beleidigt, Molière aber die Frommen.“ Das Verbot, das der Parlamentspräsident gegen den Tartüffe erlassen hatte, kündigte Molière selbst dem Publikum mit den Worten an: „Der Herr Präsident will nicht, daß man ihn spiele“ (Monsieur le Président ne veut pas qu'on le joue). Den Mann, dem Athen und Rom Altäre errichtet hätten, wollte der Erzbischof nicht in geweihter Erde begraben lassen, weil er ohne Sakrament abfuhr. Ludwig aber fragte: „Wie tief geht die geweihte Erde?“ — Vier Fuß. — „Nun, so beerdige man ihn sechs Fuß tief.“ Ohne Sang und Klang wurde er begraben. Wenn irgend ein Werk das Wort bestätigt, daß die Schaubühne eine moralische Anstalt sei, so gilt das von Molières Tartüffe. (Schluß folgt.)

## Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(10. Fortsetzung.)

Es waren nun bereits fast sechs Wochen seit der Erkrankung Serenas verfloßen. Das Fieber an sich freilich hatte sich während dieser Zeit soweit gehoben, daß keine schweren Anfälle desselben mehr zu befürchten waren; aber es war eine tiefe Verstimmung, eine Art schwermütigen Trübsinns zurückgeblieben, in welchem das unglückliche Mädchen von Tag zu Tag dahinbrütete. Sie war am liebsten mit sich allein und pflegte selbst dem Vater, wenn er an ihrem Bette erschien und in zärtlicher Sorge mit ihr sprach, nur wenig und ausweichend zu antworten. „Es geht mir jetzt gut, lieber Vater,“ — sagte sie in der Regel — „und ich glaube, es wird mir bald noch besser werden!“ ... Ach, was in Wirklichkeit ihr Herz bewegte, was an ihrer Seele nagte mit endlosem, verzehrendem Gram, was sie bald mit heimlichem Feuer durchglühte, bald mit kaltem Schauer übergießte, das unselige Geheimnis, das sie in ihrem Innern verbarg, das durfte sie ja dem Vater nicht offenbaren, wenn sie ihm nicht noch schwereren Kummer bereiten wollte.

Die Vergnügungen und Festlichkeiten des Karnevals hatten inzwischen ihren Abschluß gefunden; die weiße Schneedecke in den Gärten und in den schmalen Straßen schmolz allmählich wieder hinweg, die Witterung wurde heiterer und freundlicher, und wenn nicht der April allzu unwirksam und regnerisch dahergezogen kam, so war ein milder, sonniger Lenz zu erwarten, der schon jetzt, zu Anfang des März, seine Zauber zu entfalten begann.

Der Marchese von Montanari besaß leider zu dieser Zeit nicht die Empfänglichkeit, die zum vollen Genuß dieses wunderbaren Frühlingszaubers nötig ist. Er blickte sehr ernst und trübe vor sich hin, als er in den ersten Stunden eines ruhigen, sonnenklaren Nachmittags mit gesenktem Haupte, müden Ganges aus der Piazzetta nach der Piazza di San Marco schritt.

Nur die mancherlei Photographien, Stahlstiche und Delgemälde, die sich in den Schaufenstern einer der großen Buchhandlungen auf dem Markusplatz befanden, schienen einige Anziehungskraft für ihn zu besitzen; denn er blieb vor einem dieser Schaufenster stehen und betrachtete aufmerksam die ausgestellten Kunstgegenstände, und unter diesen wiederum war es ein sehr großer, meisterhaft ausgeführter Stahlstich, der ihn in ganz besonderem Grade zu fesseln schien. Das Sujet des Bildes war ein an sich höchst schlichtes und tat deutlich kund, daß sich der Künstler bei der Wahl desselben nicht im geringsten von der Absicht, etwa schon durch seinen Stoff allein einen Effekt zu erzielen, hatte leiten lassen. Er hatte nichts als die Darstellung einer einfachen Szene der Betätigung echter, edler Menschlichkeit geboten; aber die Art dieser Darstellung, die geistvolle Auffassung des anspruchslosen Stoffs, der zauberhafte Schimmer goldigster Poesie und himmlischer Verklärung, der über den einzelnen Gestalten desselben lag, die ergreifende Tiefe und Unmittelbarkeit des Gefühls, die das Ganze atmete — diese Vorzüge waren es, die dieses Bild vor allen anderen, welche das große Schaufenster zeigte, auffallend erscheinen ließen.

Den Hintergrund desselben bildete eine mit leichten Strichen angedeutete Gartenszenerie, die, von sonnigem Licht überflutet, mit Blumentepichen und Laubhallen und zierlichen Gängen fernüber in milden Tönen und weichem Duft verschwamm. Im Vordergrund aber stand eine hohe, von unsäglichem Reiz umflossene Frauengestalt, zu der mit rührendem Ausdruck inniger Liebe und Anhänglichkeit und die kleinen Arme bittend erhebend, zwei kleinere, reinste Kinderunschuld in Augen und Zügen offenbarende Mädchen aufsaßen, denen jene aus einem rankenumwundenen Körbchen, das sie in der Hand hielt, allerhand Früchte, wie Pfirsiche, Aprikosen, Zitronen, Datteln, Orangen austeilte.

Auf das tiefste bewegt, ging der Marchese in den Buchladen hinein, um zu erfahren, wo das Original jenes wundersamen Stahlstichs zu finden sei und ein Exemplar in seinen Besitz zu bringen. Man drückte ihm sein Erstaunen aus, daß er es noch nicht kenne, während seit zwei Tagen ganz Venedig nach der Akademie della Bella Arti (der schönen Künste) wallfahrte, um das dort ausgestellte Gemälde zu sehen. Der Schöpfer des unvergleichlichen Gemäldes sei ja der schon sehr vorteilhaft bekannte, augenblicklich in Rom lebende deutsche Maler Camillo von Winter, der für diese neuerliche ausgezeichnete Leistung das Prädikat eines Professors erhalten habe.

Der Marchese begab sich nun stehenden Fußes nach der Akademie della Bella Arti — man kann diesen Weg durch eine Reihe größerer und kleinerer Gassen, über mehrere Brücken, und zuletzt über den Campo San Stefano und die Eisenbrücke gelangend, zurücklegen, ohne die Gondel benutzen zu müssen.

In einem der zur Ausstellung neuerer und neuester Gemälde bestimmten Säle fand er das gesuchte Original jenes Bildes. Die Wirkung des letzteren war jetzt eine noch weitaus bedeutendere, als die der Nachbildung in Stahlstich; durch die entschiedenen helleren und dunkleren Farben erhielt alles ein erhöhtes Leben. Die Fleischöne vor allen erschienen von einer solchen Wärme, daß das Anlitz des herrlichen Frauenbildes — seiner Serena mit seinem feinen, duftigen Teint hervorleuchtete wie in der Wirklichkeit selbst.

Der dieses Bild geschaffen, dem hatte nicht bloß künstlerische Empfindung und technische Meisterschaft das Werk entworfen und vollenden helfen, — wer jene den Mittelpunkt des Ganzen bildende herrliche Mädchen Gestalt in ihrer vollen, leuchtenden Jugendblüte auf die Leinwand gezaubert, sogar, ohne daß ihm sein Urbild als Modell gesehen, den mußte noch eine andere hohe Macht bei seinem Schaffen angetrieben, — dem mußte die selige Gewalt der Liebe Hand und Pinsel geführt haben.

Und der Marchese würde noch mehr erstaunt gewesen sein, wenn er gewußt hätte, daß der Künstler bei seiner Arbeit nicht einmal durch ein Bild Serenas unterstützt worden war, sondern Gestalt und Züge derselben ganz, und nur so, wie sie ihm im Gedächtnis standen, nachgebildet hatte. Denn Camillo war in Rom völlig unfähig gewesen, der ihm dort gestellten Aufgabe, wegen deren er nach der Hauptstadt gereist, zu genügen, da er aller dazu nötigen Sammlung entbehrte. Die Ereignisse, die seiner Abreise von Venedig vorausgingen, hatten noch mit solcher Lebendigkeit den Vordergrund all seines Denkens und Empfindens eingenommen, daß er schlechterdings für alles andere keine Empfänglichkeit besaß. Seine Gedanken gingen immer und immer wieder nach der alten Lagunenstadt und in den Palazzo Sponda zurück und umspannen in seligem Selbstvergessen das süße Bild der Geliebten; ihre sanften Züge tauchten in leuchtender Schöne vor ihm auf, er sah sie wieder im Kreise armer, bettelnder Kinder, er dachte der Worte des Alten im Garten der Villa Montanari am Comossee und des erhebenden Bildes, das sich ihm dort selbst vor Augen gestellt, und in dieser Weise nahm, was schon lange heimlich in seiner Seele gewirkt, bestimmte, sichere Gestalt und Form an, und seine bisher schon still gehegte, aber noch nicht völlig geklärte Absicht wurde zum festen Entschluß. So war die meisterliche Schöpfung begonnen worden, mit einer so glühenden Begeisterung, daß er die Hand kaum eine kurze Weile von der Arbeit ruhen ließ und vom frühen Morgen bis zur Nacht, so lange es nur irgend das Tageslicht gestattete, rastlos daran tätig war, und nur so hatte es geschehen können, daß in dem für die Größe und den Umfang der gestellten Aufgabe erstaunlich kurzen Zeitraume von vier Monaten das herrliche Gemälde seine Vollendung erreichte.

Ein in der linksseitigen Ecke in den kostbaren Rahmen eingefügtes Papierblatt mit großen schwarzen Ziffern besagte, daß das Bild in der Akademie zum Zweck des Verkaufs ausgestellt war und für den Preis von 20 000 Lire erworben werden könne, — gewiß eine fast zu beträchtlich scheinende Entschädigung für die von dem Künstler auf die Schöpfung verwendete Zeit und Mühe, in anbetracht des Kunstwertes des Gemäldes aber

eine keineswegs zu hoch gegriffene Summe. Der Marchese schien sich dies einzugestehen, denn er erbot sich sofort, die letztere zu zahlen. Man teilte ihm nun freilich mit, daß sich bereits mehrere Käufer für das aufsehenerregende Bild gemeldet hätten, da er jedoch erklärte, dem geforderten Preise noch 5000 Lire hinzuzufügen, glaube man im Interesse des Künstlers zu handeln, wenn man dieses Gebot annehme. Es wurde dem fast zu extatischem Entusiasmus hingerissenen glücklichen Besitzer der prachtvollen Schöpfung, der diese am liebsten sofort in sein Haus hätte bringen lassen, indes bedeutet, daß das Bild, getroffener Bestimmung gemäß, noch acht Tage öffentlich an dem jetzigen Orte ausgestellt bleiben müsse; dann stehe seiner Hinwegnahme nichts mehr entgegen.

Freudenerfüllten Herzens, wenn auch etwas unzufrieden damit, daß er dem neuen, für ihn unbezahlbaren Besitz nicht schon heute seine Stelle im Palazzo della Sponda anweisen konnte, kehrte der Marchese ein kleines Stück den Canal grande entlang fahrend, nach Hause zurück. Er tat es mit dem festen Entschluß, der kranken Tochter eine Freudenbotschaft zu bringen und mit einemale alles, er wußte es wohl, was sich in der letzten Zeit zwischen ihr Herz und das seine gestellt hatte, hinwegzuräumen. Denn — das sagte er sich jetzt immer und immer wieder — wer eine so unvergleichliche hohe und edle Betätigung seiner Liebe gegeben hatte, der konnte keine bloße flüchtige kapriziöse Schwärmerei, wie sie leidenschaftliche, leichtflatternde Künstlerherzen nur zu oft befüllt, empfinden; die Macht unbeirrbarer, unauslöschlicher Neigung mußte es sein, die sein ganzes Wesen durchdrang und mit diesem innig zusammenschmolz. Dieser innersten Ueberzeugung gegenüber mußte aller Unwille und Zorn aus seinem Herzen entfliehen, mußten alle bisher gehegten Bedenken verstummen; der törichte Stolz war gebrochen, und der zuvor schon bei dem Gedanken an die Neigung zwischen Serena und Camillo vor heftigster Entrüstung erglühende Mann wie umgewandelt im tiefsten Innern. Eine selige Freude, die er nicht um alles in der Welt hätte hingeben mögen, durchdrang sein ganzes Sein, und nur das eine empfand er noch — daß Serena an der Seite jenes Mannes unaussprechlich glücklich werden würde. Freilich trug Camillo auch jetzt noch den einfachen Namen eines Professors „von Winter“, während der andere den stolzen Titel eines Grafen von Larente führte, — aber gab es denn einen höheren Adel als den, welchen jener eben in so edler, erhebender Weise zum Ausdruck gebracht, und hatte er denn nicht von anfang an für Camillo und sein bescheidenes liebenswürdiges Wesen die aufrichtigste Sympathie empfunden? — Und das Vermögen, — der äußere Besitz? — War denn ein mehrwertiger, schwerwiegenderer Besitz, als der, welchen er in seiner Künstlerkraft in sich selbst trug, auch nur auszudenken, und hatte er, der Marchese, denn nicht von jeher eine hohe Verehrung für den göttlichen Beruf des Künstlers empfunden — auf das lebhafteste empfunden und diese Verehrung auch gegen Camillo stets bekundet, bis dahin, wann dieser im tiefsten Seelendrang die Hand nach der seines Kindes ausgestreckt, das Herz seiner Tochter gefangen genommen hatte? — Das äußere Vermögen? — Erntete der Maler für seine Leistungen nicht auch den bedeutendsten greifbaren Lohn, und war er, war Serena nicht selbst reich genug, um überhaupt nicht darnach fragen zu brauchen, — ja, wie konnte am Ende die Frage nach materiellem, klingenden Gut hier überhaupt in Betracht kommen? —

So fiel eine Beunruhigung, eine Sorge nach der anderen von seiner Seele, und alle kleinlichen Bedenken und Bekümmernisse zerrannen in nichts.

Nein, nein, — es sollte keine Schuld, das Lebensglück seiner teuren Tochter zerstört, oder doch gehindert zu haben, auf seinem Herzen lasten: Der Himmel segne dich und gebe dir alles, was ich dir im tiefsten Gemüt wünsche, Serena, mein gutes, liebes Kind! — murmelte er in sich hinein und streckte unwillkürlich die Hand aus, als ob er sie auf das Haupt der Tochter legen wolle. . . .

Die Kranke befand sich in ihrem Zimmer allein. Sie hatte

sich etwas besser gefühlt und seit etwa einer Stunde das Bett verlassen. Als der Marchese eintrat, fand er sie in einem Fauteuil in der Nähe des Fensters sitzend, die blassen Hände im Schoß gefaltet, das Haupt weit nach der gepolsterten Lehne des Stuhles zurückgebogen und mit starren, großen Blicken nach der hohen, wie in allen Zimmern des Palastes reich mit Malerei und Stukkaturarbeit geschmückten Decke des Gemachs emporschauend. Bei dem Eintritt des Vaters wendete sie hastig den Kopf und sah sanftwehmütig zu ihm hin. Er aber eilte, erfreut, sie außerhalb des Bettes zu finden und darauf auf eine günstige Wendung der Krankheit schließend, hastig auf sie zu und schloß sie zärtlich in seine Arme.

Serena ließ es willenlos geschehen und schüttelte nur wie in leiser Verwunderung, ihm unbemerkt, sachte ihr Haupt. Dann ließ er sich ihr gegenüber nieder und sah ihr mit tiefster Rührung, die Wahrheit seiner Stimmung deutlich offenbarend, in die Augen.

„Serena, liebstes Kind!“ — jagte er sanft und mit zitternder Stimme, indem er das feine Seidenpapier, welches den Stahlstich, den er in der Hand hielt, umschloß, mit ungeduldrigen Fingern von letzterem zu entfernen begann. Serena aber legte die Rechte bewegt auf seinen Arm und folgte erwartungsvoll seiner eilig auf der Umhüllung hin und hergleitenden Hand.

Nun fiel das duftige Papier leise knisternd herab, er wandte das große starke Blatt, daß das Licht voll und klar auf das Bild fiel und daselbe ihr deutlich erkennbar vor die Augen trat:

„Der es schuf, heißt Camillo von Winter!“ kam es in sanftem, weichen Klang, gleichsam erläuternd, über seine Lippen, während er den Blick fest auf das Antlitz der Tochter gerichtet hielt.

Serenas Augen zuckten einen Moment über die große Fläche des Bildes hin; dann leuchtete es drinnen glänzenden, warmen Lichts auf, und ein seliger Schauer durchzitterte ihren herrlichen Körper — nun gingen die Blicke wieder schnell und glühend nach dem Gesicht des Vaters empor und funkelten in die Tiefe seiner Augen hinüber, aus denen es in hellem, sachten Tränenstrom hervorquoll —

„Camillo! — Vater! Mein lieber, guter, herziger Vater!“ — jubelte sie aus übervoller seliger Brust herauf; wie frischer Hauch neuen Lebens malte es sich mit schimmerndem Rot über ihre schönen, feinen Züge, sie neigte sich tiefer und tiefer nach dem Vater hinüber, und sie streckte die Arme aus und umschlang in zärtlichem Ungestim seinen Hals und preßte einen langen, heißen Kuß auf seinen Mund. — — —

Und seine Tränen und die ihren stießen. . .

## IX.

Nun zeigte jedes Gesicht wieder freundlichen Ausdruck im Palazzo della Sponda, und eine zufriedene Stimmung herrschte allenthalben.

In fast unbeschreiblicher Ungeduld freilich hatte Serena das Original jenes herrlichen Bildes, das nun als Stahlstich, mit schönem Rahmen versehen, über ihrem Lager hing, unverweilt zu sehen verlangt und war ungestüm in den Vater gedrungen, daß er Camillo zur sofortigen Rückkehr zu bewegen suchen möge, während sie dem Geliebten in einem eigenen Schreiben die Ursache der wunderbaren Wendung der Sinnesart des Marchese mitteilen und ihn gleichfalls bitten wollte, ohne Säumen in ihre Arme zu eilen.

Das erste Verlangen wußte der Marchese, wenn auch nach vieler, unsäglicher Mühe, durch den Hinweis auf ihren immerhin noch keineswegs alle Besorgnisse ausschließenden Zustand, der ein Verlassen des Zimmers als ein sehr großes Wagnis erscheinen ließ, zu besänftigen; hinsichtlich ihres zweiten Wunsches aber suchte er sie zu überzeugen, daß die Aufregung des Wiedersehens, so lange ihre Gesundheit noch nicht vollständig wieder hergestellt sei, ihr möglicherweise gefahrvoll werden und die kaum beginnende Genesung von vornherein hintertreiben und vielleicht für längere Zeit wieder aufhalten könne.

Er versprach ihr also, nach Verlauf von acht Tagen, in welcher Zeit die Ausstellungsfrist ihr Ende erreichen würde, das Original des Bildes bringen zu lassen und dann auch Camillo um Wiederaufnahme seiner Arbeit an dem im Marmorpal beginnenden Gemäldezyklus zu bitten, nahm ihr aber das bestimmte Versprechen ab, daß sie inzwischen sich vollständig schonen und vor allem Camillo in keiner Weise zur Rückkehr zu veranlassen suchen wolle.

Wenn sich so Serena den Einwendungen und Wünschen des Vaters fügte, vermochte sie doch die drängende Unruhe, die immer und immer wieder in ihr aufstieg, die brennende Sehnsucht ihres Herzens nicht zu unterdrücken und zu überwinden, und schon am nächsten Tage bestürmte sie den Vater auf's neue mit ihren Bitten, das Gemälde sehen und Camillo wenigstens ihrerseits schreiben zu dürfen, — sie sei so völlig gesund und fühle sich kräftig genug, um sich ohne Gefahr nach der Akademie begeben zu können, — und wenn Camillo noch heute zurück käme und in das Zimmer hereinträte, so würde sie sich nur unendlich freuen, und es würde ihr wie lachender Sonnenschein ins Herz hinein fließen, — ja, ganz gewiß, sie brauchte ihn nur wiederzusehen, um auch den letzten Rest der Krankheit, der etwa noch an ihr haften, zu vertreiben und ihr die volle unverfügbare Gesundheit wiederzugeben! . . . Es war größtes Aufgebot von Klugheit und Beredsamkeit seitens des Marchese nötig, um diese rastlose Ungebild Serena's in Schranken zu halten und die leidenschaftlich hervorbrechende Rede, mit der sie dem Vater die Gewährung ihrer Wünsche abzurufen strebte, immer aufs neue zu widerlegen, um so mehr, als die ersichtlich von Tag zu Tag in höherem Grade eintretende Besserung ihres Zustandes die letzteren fast als gerechtfertigt erscheinen zu lassen geeignet war. Sie brauchte schon nicht mehr das Bett zu hüten, und wie sie sah, daß all' ihr Bitten und Drängen an der ruhigen Standhaftigkeit ihres Vaters scheiterte, gab sie sich dem holden Spiel ihrer Gedanken und Empfindungen hin, das sie über die von ihr gefürchtete Eintönigkeit und Langweile der nächsten Tage hinwegtrug. Wenn der Geliebte dann endlich ihren und des Vaters Brief erhalten, wenn er die glückliche Wendung der Dinge erfahren würde, — wie würde er selig aufjubeln, wie würde er die Stunde nicht erwarten können, wann er sie wiedersehen sollte — und — so malte sie sich köstlich aus — wenn er kam, wenn sie ihm mit ausgestreckten Armen entgegengieße und ihn fest an ihr Herz schloß und seine Lippen sich auf die ihren legten, was würde das für ein herrliches Wiedersehen sein, — und nun vollends, welch' hohes, seliges Fest, wenn der Vater hinzukommen und ihm sagen würde, wie gar sehr es ihn schmerze, Camillo beleidigt zu haben, wie glücklich er sein würde, wenn dieser vergeben und vergessen könne und wolle — und wenn dann Camillo auch ihm um den Hals fiel und ihm die Hand kräftig schütteln würde in herzlicher, aufrichtiger Versöhnung, und endlich — endlich jener die Hände auf ihre Häupter legte und seinen Segen über sie aussprach, — daß sie sich gehören möchten in unverbrüchlicher Lieb' und Treue, in reiner, wandelloser Neigung bis an das Ende, bis in alle, alle Ewigkeit — — — „Amen!“ setzte sie schon in Gedanken hinzu; sie flüsterte das Wort sogar leise vor sich hin und sah, wie dem Vater die Augen naß wurden, wie er die Arme ausbreitete und sie beide, überwältigt vor Rührung und Freude, an seine Brust zog und sie seine lieben Kinder nannte — — —

Und dann?

Der liebe, gute, teure Vater wollte dem ehrwürdigen, alten, aber eben aufs neue und freundlichste restaurirten Palazzo della Sponda, nicht weit vom Elternhaus gelegen, für das junge Paar kaufen, — in dem großen, schönen, herrlichen Palast mit dem prächtigen Garten ringsum — noch ausgedehnter fast wie der des Palazzo della Sponda — sollten sie wohnen in trauter Häuslichkeit. Wie wollte sie ihm eine zärtliche Gattin sein, wie reizend sollte seine Künstlerwerkstatt eingerichtet werden, und sonnig und still sollte sie sein, daß das klare, milde Himmelslicht den ganzen Tag hineinlächelte und auch nicht das leiseste

Geräusch der lärmenden Welt in dies Heiligtum sich verirren mochte. — Und wenn sie dann beide zu Besuch kommen würden, in den Palazzo della Sponda herüber, zum lieben Vater und dann und wann wieder in den dämmerdunklen Marmoraal hineintraten, wo ihre Herzen sich gefunden, Hand in Hand und die Arme um den Nacken verschlungen, wer weiß, vielleicht gar ein holdes Töchterchen oder einen munteren Knaben — — —

Sie errötete plötzlich und sah sich unwillkürlich um, als ob sie fürchte, es könne jemand selbst diesen heimlichen, wonnevollen Gang ihrer Gedanken verfolgt haben, — Torheit aber! — sie sagte sich gleich darauf selbst — sie hatte ja jetzt nicht das leiseste Wort gesprochen, und es war niemand in der Nähe, der ein lautes Wort hätte verstehen können. — — —

Dennoch zuckte ein rascher Schauer durch ihren Körper, — nicht nur in jener Regung höchsten Entzückens, das sie im letzten Augenblick durchzittert, — es hatte sich mit einemmale ein fremder, unreiner Ton in den klaren Einklang ihrer Gefühle hineingemischt. Mit dem Gedanken an den Marmoraal und das selig darin Erlebte und Empfundene war ihr plötzlich auch die Erinnerung an jene nächtliche Szene nach dem Ball, die sie darin beobachtet, gekommen, — sie sah zwei andere, als die, die sie sich eben darin wandelnd gedacht, mit verschränkten Armen, zärtlich Wange an Wange geschmiegt, aus dem dämmerigen Dunkel des großen, säulenumkränzten Raums austreten und in das kleinere Nebengemach verschwinden.

Sie preßte die Hand fest aufs Herz, als wolle sie diesem nachdrücklich Schweigen gebieten, daß es nicht von diesem Geheimnis plaudere, — von diesem häßlichen Geheimnis, — nicht einmal zu sich selber davon plaudere, und ihre Stirn legte sich in Falten, wie es ihr nicht gelang, das Bild der Marchesa vor ihren Blicken hinweg zu bannen!

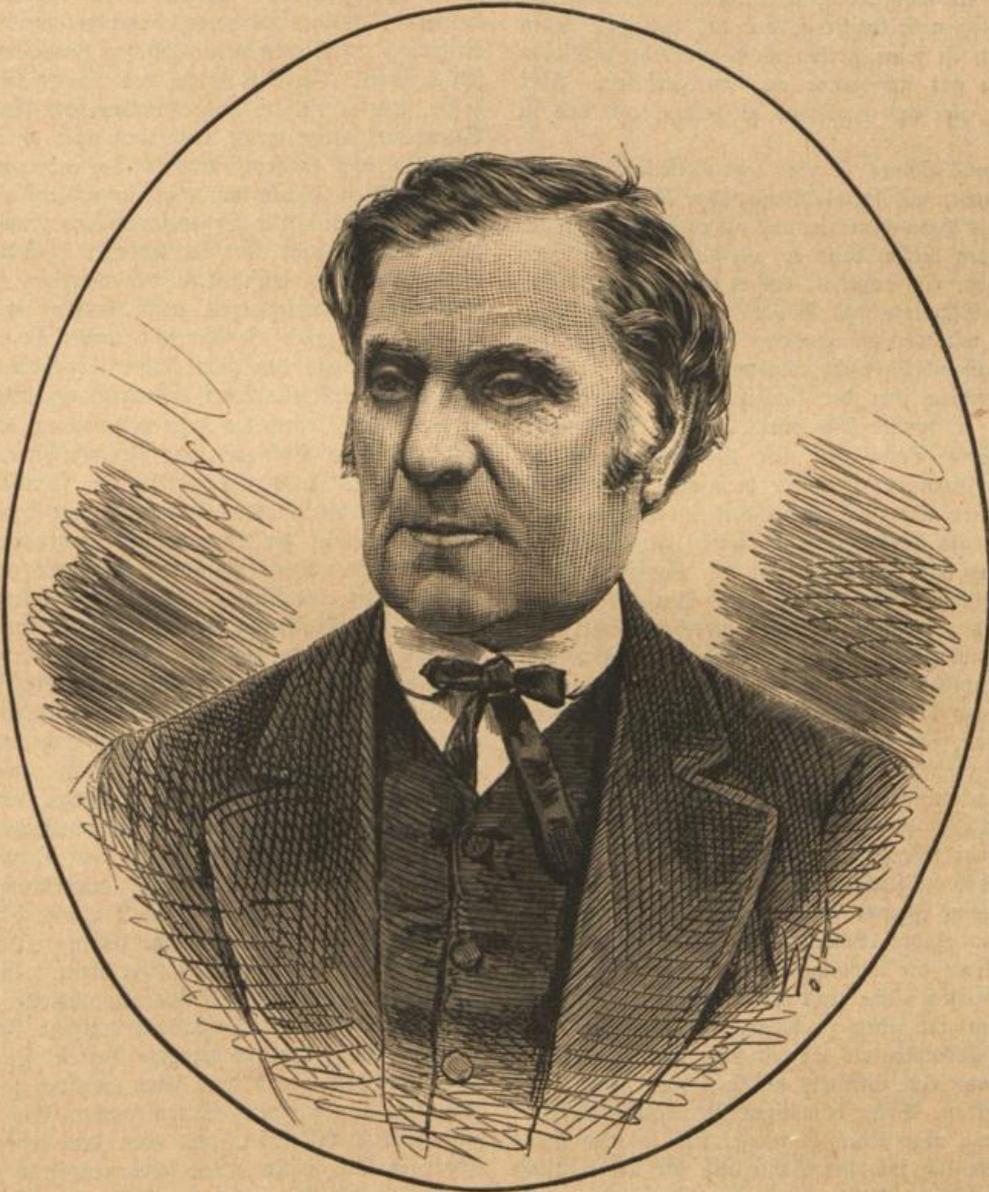
Die Marchesa?

Sie war freudig gestimmt, sie fühlte sich so glücklich wie

noch nie zuvor; denn nun war es ja entschieden, Serena und Camillo von Winter durften ein Paar werden, die Einwilligung der Marchese war gegeben, und der Graf von Larente mußte jetzt zur Einsicht kommen, er mußte sich nun die Torheit jeder ferneren Hoffnung auf Serenas Hand, die vollständige Nutzlosigkeit noch weiterer Bemühungen um dieselbe eingestehen, und sie hatte ihn fest genug an sich gefesselt, um ganz bestimmt zu wissen, was nun geschehen würde, geschehen mußte. Sie hatte das Netz so klug gesponnen, ihre Erwartungen konnten — so war sie fest überzeugt — gar keine Täuschung mehr erfahren, und —

sagte sie bei sich selbst — es war ganz unnötig, daß der Marchese so viel Geld ausgab, um den Palazzo Bellaforma für das junge Paar — — für seine Tochter und den Maler — anzukaufen; die beiden würden in diesem selben Palaste, wo jetzt noch das beleidigte, sich unbefriedigt fühlende Weib des Marchese weilte, wohnen können, — sie wenigstens wollte ihnen Platz machen.

Der Graf schien gar kein besonderes Interesse an der Mitteilung, daß die Ausöhnung zwischen dem Marchese und Herrn von Winter und die baldige Verbindung zwischen Serena und diesem bevorstehe, zu haben; er war nur etwas überrascht gewesen ob dieser Nachricht und hatte der Marchesa verwundert in die Augen gesehen, — sonst war ihm gewiß



Louis Blanc. (Seite 286.)

alles, was Serena betraf, völlig gleichgültig geworden, sie hatte ihn an jenem Abende auf dem Feste bei der Gräfin Byrène durch ihre schroffe Abweisung zu sehr beleidigt, und wenn ihr überhaupt noch eine seiner Empfindungen galt, so war es der Wunsch, den ihm angetanen Schimpf zu vergelten, — ja, Haß gegen seinen glücklichen Nebenbuhler wars sogar, der sich seiner bemächtigte, sobald ihr Bild nur einmal wieder vor seine Seele trat, — ahnte die Marchesa auch das heiße Rachegefühl, welches, als er vernahm, daß der „plebejische Mensch“ nun doch über ihn den Sieg davon getragen, mit lodrender Glut in seinem Herzen wieder emporstieg und seine Wangen mit dunklem Rot übergoß?

(Fortsetzung folgt.)

## Louis Blanc.

Eine biographische Skizze von W. Bos.

(Porträt f. S. 285.)

Dem Mann hat es Zeit seines Lebens nicht an Feinden gefehlt. Nun er zum Schoß der Mutter Erde zurückgekehrt, läßt sich sein Wirken und seine Bedeutung vorurteilsloser ermessen, als früher. Zieht man die Summe seines Wirkens und Strebens, so muß man sagen: Er hat seinem Vaterlande gedient nach seinem besten Willen und nach seinen besten Kräften, oft mit Erfolg, oft mit Mißerfolg, aber immer aufrichtig und redlich. In dem großen Sektenstreit, der das politische Leben Frankreichs durchsetzt, ist seine Person nicht unberührt geblieben und die Gehässigkeit hat sich gerne an ihm gerieben. Aber niemand hat gewagt, ihn des Egoismus zu zeihen, und das ist schon viel.

Die Tätigkeit Louis Blancs ist eine sehr vielseitige gewesen. Er trat auf als Jurist, als sozial-ökonomischer Theoretiker, als Geschichtsschreiber, als Parlamentarier und als praktischer Staatsmann. In der letzten Rolle hatte er allerdings den größten Mißerfolg aufzuweisen, ein Schicksal, das er mit vielen anderen, die wie er auf den Schultern des Volkes emporgestiegen, teilt, und dem sogar der mit weit glänzenderen staatsmännischen Talenten ausgerüstete Gambetta nicht entgangen ist.

Seine Jugend schien ihm die künftige Bahn nicht leicht machen zu wollen; er mußte sich durch ärmliche Verhältnisse hindurcharbeiten. Sein Vater war vor den Bonapartes geflüchtet und lebte in Spanien; so wurde denn auch Louis Blanc im Lande der Kastanien und zwar zu Madrid im Oktober 1813 geboren, zur Zeit, als Wellington die letzten Franzosen aus Spanien hinausjagte und den Weg über die Pyrenäen suchte. Die Mutter Louis Blancs war eine geborene Pozzo di Borgo, aus jenem alten und verarmten korsischen Adelsgeschlecht, das in dem bekannten Diplomaten Pozzo di Borgo dem alten Napoleon einen so furchtbaren und ausdauernden Gegner gestellt hat. Der alte Pozzo di Borgo, der 1842 in Paris starb, hatte noch Gelegenheit, die ersten literarischen Triumphe seines jungen Verwandten zu erfahren; sie werden ihn, den starren Reaktionär, wenig erbaut haben, wie denn auch Heinrich Heine spöttisch bestätigt, Pozzo di Borgo sei mit der Richtung „des jungen Mannes“ nicht sehr zufrieden gewesen.

Louis Blanc ward in Korsika und in Rodez (Departement Aveyron) erzogen; seine Jugend bietet nichts Bemerkenswertes. Er kam nach Paris im Jahre 1830, als das rauschende politische Leben für junge Talente die mannigfachen Aussichten eröffnete. Anfangs wollte es freilich nicht recht mit ihm gehen. Er mußte Unterricht geben, um nur leben zu können, und sah sich sogar genötigt, bei einem Advokaten als Schreiber zu dienen. Schließlich bekam er in Arras eine Stellung als Erzieher und verblieb zwei Jahre in derselben. Seine damaligen literarischen Arbeiten fanden indessen wenig oder keinen Anhang. Als er nach Paris zurückkehrte, eröffnete sich ihm die Publizistik, die für elastische Geister immer bereitwilligst ein Heim zur Verfügung stellt. Er wurde zunächst Mitarbeiter an verschiedenen Journalen, bald aber gründete er ein eigenes Blatt, die „Revue du Progrès“, die von Heine als das bedeutendste Organ des Republikanismus bezeichnet wird. In seiner Zeitschrift hatte Louis Blanc eine große Hinneigung zu den Rousseauschen Ideen an den Tag gelegt und seine Arbeiten, die einen glänzenden Stil und gründliche Studien zur Schau trugen, erregten in weiten Kreisen Aufsehen.

Schon sehr bald hatte sich Louis Blanc mit der Lage der arbeitenden Klassen beschäftigt. In den dreißiger Jahren tauchten in Paris zahlreiche sozialistische Sekten auf; da waren die Saint-Simonisten, die Fourieristen mit ihren seltsamen Schwärmerien in Ménilmontant, die Babouvisten, angeregt durch den alten Buonarrotti, den Mitangefangenen Babeuf, die Cabetisten mit ihrem phantastischen Skizzen u. s. w. Zahllose Gedanken und Ideen kreuzten einander und jeder glaubte, das richtige

System gefunden zu haben. Da trat denn auch Louis Blanc mit einem eigenen „System“ auf. Um der Not unter den arbeitenden Klassen abzuweichen, schlug er vor, der Staat solle verpflichtet werden, jedem Arbeit zu geben, der solche bei Privatunternehmen nicht erlangen könne oder wolle. Um den Staat in den Stand zu setzen, dieser Verpflichtung nachzukommen, sollten „allgemeine Werkstätten“ (später: Nationalwerkstätten = ateliers nationaux) errichtet werden, in welchen auf Rechnung des Staats alle möglichen Produkte angefertigt werden sollten, deren Vertrieb Sache des Staats wäre. Louis Blanc hoffte, wie er vielfach ausgesprochen hat, die Konkurrenz dieser Staatswerkstätten werde nach und nach die Privatunternehmer erdrücken und so sein Gedanke siegreich zum Durchbruch gelangen. Diese Theorie wurde in einem kleinen Schriftchen niedergelegt, betitelt: „Die Organisation der Arbeit,“ das viel Aufsehen machte, auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. In vielen deutschen Zeitschriften der vierziger Jahre findet man teils ganze Uebersetzungen, teils Auszüge aus dieser Schrift.

Aber zu einer Berühmtheit wurde Louis Blanc erst, als seine „Geschichte der zehn Jahre“ erschien, im Jahre 1840. Dieses verdienstvolle Werk behandelt die ersten zehn Jahre der Regierung des durch die Julirevolution auf den Thron getragenen Königs Louis Philipp. Die Freimütigkeit, mit welcher der Verfasser das Julikönigtum kritisierte, seine Entstehung darlegte und seine Fehler bloßstellte, verlieh dem Werke eine ungewöhnliche Bedeutung; der Abjaz war ein reißender, der Schlag gegen das „System“ Louis Philapps ein schwer zu erwidender. Das Buch enthält eine Menge wichtiger und interessanter Aktenstücke, die für die Regierung Louis Philapps kompromittierend sind; es läßt sich denken, daß das Buch förmlich verschlungen wurde.

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf den sieben- und zwanzigjährigen Schriftsteller, und in einem pariser Briefe vom 6. November 1840 beschäftigt sich auch Heinrich Heine mit ihm. Der gefährliche Spötter läßt, wie es seine Art ist, gegen Louis Blanc erst seinen ganzen unbarmherzigen Witz spielen, um dann mit einem wohlwollenden Händedruck und einem graziösen Lächeln sich von dem Verwundeten zu verabschieden, nachdem er ihn seiner unverbrüchlichen Freundschaft versichert hat. Die kleine Gestalt Louis Blancs gab natürlich der Heineschen Spottlust sofort Stoff. „Herr Louis Blanc,“ sagt Heine in dem zitierten pariser Brief, „ist ein junger Mann, höchstens einige dreißig Jahre alt, obgleich er seinem Äußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren aussieht. In der Tat, seine überaus winzige Gestalt, sein rotbäckiges, bartloses Gesichtchen und auch seine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Ansehen eines allerliebsten Bübchens, das eben der dritten Schulkasse entsprungen und seinen ersten schwarzen Tract trägt, und doch ist er eine Notabilität in der republikanischen Partei, und in seinem Käsonnement herrscht eine Mäßigung, wie man sie nur bei Greisen findet. . . Ich glaube, der Knirps möchte jedem den Kopf abschlagen lassen, der das vorgeschriebene Rekrutenmaß überragt, versteht sich im Interesse des öffentlichen Heils. Er selbst ist mäßig und will daher im Staate allgemeine Küchen-gleichheit einführen, wo für uns alle dieselbe spartanische schwarze Suppe gekocht werden soll. . . Louis Blanc ist ein spähhaftes Kompositum von Vulpitaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und er wird eine Rolle spielen, wenn auch eine kurze.“ — Und so weiter in bekannter Mischung von Spott und wohlwollendem Interesse, wie sie eben nur bei Heine möglich ist. Die Prophezeiung ist indessen eingetroffen, Louis Blanc hat „eine Rolle“ gespielt, wenn auch nur „eine kurze“.

Das Julikönigtum, innerlich morsch geworden und von allen Seiten angegriffen, brach unter der Februarrevolution zusammen,

und Louis Blanc, noch einfacher Schriftsteller zuvor, sah sich mit einemmale von den Wogen der Revolution zur Regierung emporgeschleudert. Jene Vorfälle sind bekannt; auf den Sturz von Guizot, auf die Abdankung und Flucht von Louis Philipp folgte eine provisorische Regierung, bestehend aus Mitgliedern der republikanischen Opposition, Dupont de l'Éure, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès u. s. w. Da diese Regierung im Augenblick erkannte, daß sie in der Arbeiterfrage eine sehr schwierige Aufgabe vorfinden werde, so nahm sie zu ihren Sekretären vier Männer, von denen sie glaubte, daß sie auf die Arbeiterkreise Einfluß besäßen, nämlich Marrast und Flocon, zwei radikale Journalisten, den Arbeiter Albert und Louis Blanc.\*)

Schon am 25. Februar brachte das offizielle Blatt neben der Erklärung der Republik folgendes Dekret:

„Die provisorische Regierung der Republik verpflichtet sich, die Existenz der Arbeiter durch die Arbeit zu verbürgen. Sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu sichern. Sie erkennt das Recht der Arbeiter an, sich untereinander zu vereinigen, um den gerechten Lohn ihrer Arbeit zu genießen. Die provisorische Regierung gibt an die Arbeiter die million, welche von der Zivilliste fällig ist. Die Tuilerien sollen fortan zum Asyl für die Invaliden der Arbeit dienen. Die provisorische Regierung dekretirt die unmittelbare Errichtung von Nationalwerkstätten.“

Man sieht dem Dekret den dominirenden Einfluß von Louis Blanc an; es enthält ganz die von ihm verfochtenen Ideen und Theorien.

Die glänzenden Versprechungen der Regierung bewirkten einen wahren Freudentaumel; alles schwamm in Wonne und die ersehnte goldene Zeit schien angebrochen. Allein die Enttäuschung sollte nicht allzulange auf sich warten lassen.

Während man eilig an die Errichtung von Nationalwerkstätten ging, dekretirte die Regierung, daß eine Versammlung von Delegirten der französischen Arbeiter im Palais Luxembourg zusammentreten und dort die Mittel zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse beraten sollte, und zwar in Gemeinschaft mit Louis Blanc und Albert.

Somit war Louis Blanc auf der Höhe seines Einflusses und seiner Bedeutung angelangt.

Man kennt die Rolle, welche die Nationalwerkstätten in jener stürmischen Periode gespielt haben. Es ist klar, daß der Gedanke ursprünglich von Louis Blanc ausgegangen und in eine populäre Form gebracht war. Den besitzenden Klassen aber war diese Einrichtung als eine vermeintlich sozialistische verhaßt. Jener Haß brachte eine ungemein starke Agitation gegen die Nationalwerkstätten zustande. Die Beherrscher der Börse vereinigten sich, um den in den Nationalwerkstätten angefertigten Waaren die Absatzgebiete zu versperren, um dann mit sittlicher Entrüstung sagen zu können, daß die auf die Nationalwerkstätten verwendeten millionen zum Fenster hinausgeworfen seien und die Regierung immer mit neuen Forderungen vor die Nationalversammlung werde treten müssen, um jenes kostspielige Institut zu erhalten. Man tat alles, um jene Anstalten in Mißkredit zu bringen; vor allen Dingen behauptete man, die in den Nationalwerkstätten zusammengeströmten Arbeiter bildeten eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit, und es gelang in der That, das Land gegen die Nationalwerkstätten aufzuregen.

Selbsterständlich wurden die heftigsten Angriffe gegen Louis Blanc gerichtet, in dem man den Urheber der Nationalwerkstätten sah. Aber mit vollem Unrecht. Denn wenn auch die Theorie ursprünglich von Louis Blanc ausgegangen war, so konnte ihm doch die Schuld für die aus den Nationalwerkstätten entstehenden Unzuträglichkeiten keinesfalls aufgebürdet werden, wie eine leichtfertige Geschichtsschreibung getan hat und noch tut. Die in

\*) Die provisorische Regierung schaffte sofort alle von der gestürzten Regierung verliehenen Pensionen, darunter auch die von 4800 Francs, ab, welche Heinrich Heine bezogen hatte. Vielleicht bewies das „Büchchen“ damit, daß es denn doch die „dritte Schulkasse“ längst hinter sich hatte.

Rebe stehenden Nationalwerkstätten waren keineswegs nach den Vorschlägen Louis Blancs, sondern gegen dieselben organisiert worden, wie schon oft nachgewiesen worden ist; gerade seine dringendsten Einwendungen hatte man gänzlich unbeachtet gelassen. Von vornherein hatte man es darauf abgesehen, die ganze Sache zu diskreditiren, und gerade der Minister der öffentlichen Arbeiten, der Advokat Marie, der die oberste Aufsicht über die Nationalwerkstätten hatte, tat sein Möglichstes, die ganze Institution in ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. Wenn sonach die Nationalwerkstätten auch an den hinterlistigen gegen sie gerichteten Einwirkungen und Angriffen Fiasko gemacht haben, so ist dies nicht Louis Blanc zuzuschreiben, der für die Wirkungen jener Einrichtung so wenig verantwortlich gemacht werden kann, wie für die Einrichtung selbst.

Inzwischen versammelten sich die Delegirten der Arbeiterschaft im Luxembourg, in dem Saale, wo früher die Pairs von Frankreich getagt hatten. Am 29. Februar erschienen an 5000 Arbeiter auf dem Platze vor dem Stadthause und verlangten ein Ministerium der Arbeit, eine Forderung, die Louis Blanc zu der seinigen machte. Die Arbeiter trugen ihn darauf im Zübel um das Stadthaus.

Am 2. März trat die Delegirtenversammlung im Luxembourg zusammen, und es begannen jene theoretischen Erörterungen, die so viel Aufsehen machten. Zunächst beschloß man, daß die Arbeitszeit in Paris nur zehn Stunden, in der Provinz nur elf Stunden täglich betragen solle. Dieser Unterschied konnte nicht genügend motivirt werden. Der Beschluß erregte in den Kreisen der Unternehmer und Fabrikanten einen nicht berechtigten Sturm gegen die Delegirtenversammlung im Luxembourg.

In der Sitzung vom 20. März entwickelte Louis Blanc ausführlich sein ganzes System und zeigte, daß er mit seinen gemeinschaftlichen Werkstätten keine Staatsmonopole, sondern Assoziationen schaffen wolle. Sein System war, wie er ausführte, hauptsächlich gegen die „freie Konkurrenz“ gerichtet, die er als „eine Reihenfolge von Unglücksfällen und Bankerotten“, als „eine tägliche Häufung von Ruinen“ bezeichnete, durch die eine Nation immer schwer geschädigt werde. Wir können hier die Fragen nicht alle erörtern, die im Luxembourg zur Debatte standen; wir wollen nur anführen, wie Louis Blanc seine gemeinschaftlichen Werkstätten selbst darstellte.

„Was ist zu tun?“ sagte er in seiner Rede vom 20. März. „Wir schlagen Folgendes vor: Kämen die Unternehmer, die sich augenblicklich in unglücklichen Verhältnissen befinden, zu uns und sagten: „Der Staat möge unsere Anstalten nehmen und an unserer Statt eintreten,“ so würden wir darauf antworten: „Gut, darauf geht der Staat ein! Ihr sollt reichlich entschädigt werden. Allein, die Entschädigung, welche man euch schuldig ist, kann nicht aus den unzureichenden Hilfsquellen der Gegenwart genommen werden, sondern aus denen der Zukunft. Der Staat wird euch also Schuldbriefe ausstellen, mit Interessen, hypotecirt auf den Wert der zerbirten Anstalten und rückzahlbar durch jährliche Abtragung oder durch Amortisation.“

Das ist also die Verstaatlichung der im Privatbetrieb sich nicht rentirenden Unternehmungen, keineswegs aber das, was die Nationalwerkstätten von 1848 gewesen sind.

Die theoretischen Erörterungen im Luxembourg blieben indessen im Ganzen ohne praktische Folgen und die Donner des unter dem Namen der Juniischlacht bekannten Straßenkampfes trieben die zu friedlicher Berathung Versammelten auseinander.

Da man die Schuld an dem Fiasko der Nationalwerkstätten Louis Blanc zuschob, wurde er in der Doffentlichkeit mit viel Feindschaft behandelt. Man schob ihm die ganze Misere zu, daß sich immer mehr Arbeiter zu den Werkstätten drängten, daß diese immer größere Summen verschlangen und daß der Handel und Verkehr immer mehr stode, folglich auch die in den Werkstätten angehäuften Produkte nicht abgesetzt werden könnten. Um diese Zeit begannen auch die großen Demonstrationen der Arbeiter gegen die Regierung und die Versuche der Klubs, die Regierung zu stürzen.

Nachdem am 4. Mai die Nationalvertretung zusammengetreten

war, mußte die provisorische Regierung einer definitiven Platz machen, und als sie Rechenschaft ablegte, richtete man die heftigsten Angriffe gegen Louis Blanc. Sein Antrag auf ein „Ministerium der Arbeit und des Fortschritts“ wurde natürlich mit großer Majorität abgelehnt. In die neue Regierung wurde er nicht wieder aufgenommen und nur sein Mandat schützte ihn vor den wütenden Angriffen seiner Feinde, die ihm sonst sicherlich irgend eine Anklage an den Hals geworfen hätten.

Am 15. Mai wurde jene bekannte Demonstration gegen die Nationalversammlung unternommen, der eine Petition zu Gunsten der Wiederherstellung Polens als Anlaß diente; die von Blanqui, Raspail, Barbès, Huber, Sobrier u. a. geführte Volksmasse überflutete den Saal der Nationalversammlung und unterbrach die Sitzung. Man erklärte die Nationalversammlung für aufgelöst. Darauf strömten die Massen nach dem Stadthause, wo man eine neue provisorische Regierung ausrief, die aus Ledru-Rollin, Barbès, Huber, Blanqui, Raspail, Proudhon, Louis Blanc u. a. bestehen sollte. Die inzwischen zusammengestellte Nationalgarde zerstreute indessen die Masse und nahm die meisten der Führer im Stadthause gefangen.

Die Rolle Louis Blancs bei dieser stürmischen Szene ist nicht ganz aufgeklärt; uns scheint, daß er abwarten wollte, auf welche Seite sich der Sieg neige, um dann seinen Entschluß zu fassen. Allein der stürmische Hereinbruch der Volksmassen überraschte ihn und ließ ihm keine Zeit zu ruhigem Besinnen. Mit dem Rufe: „Es lebe Louis Blanc!“ wurde er von einigen Arbeitern auf die Schultern gehoben und an dem Bureau der Versammlung vorübergetragen. Die Masse riß ihn und Barbès mit sich aus dem Saal, nachdem Huber die Auflösung der Nationalversammlung verkündigt hatte. Nun wurde nach dem Abzug der Volksmassen der Sitzungssaal von der Nationalgarde besetzt und nach geraumer Zeit (der offizielle Bericht sagt: nach einigen Stunden) erschien Louis Blanc wieder bleich und verstört; sein Frack hing in Fetzen an ihm herab.

„Bürger!“ rief er, „ich beteure bei meiner Ehre, daß mir gänzlich unbekannt war, was geschehen sollte und was geschehen ist.“

Es gab einen solchen Lärm und erschollen so beleidigende Zurufe, daß Louis Blanc sich entschloß, die Tribüne zu verlassen.

Nach diesen Ereignissen glaubte die Regierung in den Nationalwerkstätten den Herd dieser Bewegungen entdeckt zu haben; man beschloß deshalb zunächst, an 8000 Arbeiter aus Paris zu entfernen und eine Entwaffnung der mobilen Nationalgarde vorzunehmen. Von da gelangte man zu dem Entschlusse, die Nationalwerkstätten nach und nach gänzlich aufzuheben. Man suchte die in denselben beschäftigten Arbeiter kolonnenweise aus Paris „abzuschleichen“. Durch dieses Verfahren aber wurden die Arbeiter so sehr erbittert, daß sie zu den Waffen griffen. Es entstand die blutige, dreitägige Junischlacht, eine der furchtbarsten Krisen Frankreichs, die mit der Niederwerfung der Aufständischen endete, aber auch dem Bonapartismus die Wege bahnte.

Louis Blanc hatte sich inmitten aller dieser Ereignisse ziemlich passiv verhalten. Sein Mandat als Abgeordneter zur Nationalversammlung schützte ihn vorläufig vor einer Verhaftung; aber nach der Niederwerfung des Aufstandes nahte sich ihm drohend die Gefahr. Hatte man die gegen ihn beantragte Anklage wegen seiner (angeblichen oder wirklichen) Beteiligung an den Ereignissen des 15. Mai abgelehnt, so sollte es jetzt anders kommen. Am 3. August erstattete Baughart Bericht über die Vorfälle vom 15. Mai, und während der Junischlacht; entgegen dem alten juristischen Grundsatz: „Non bis in idem“ wurden die Ereignisse vom 15. Mai abermals zur Belastung gegen Louis Blanc herangezogen. Die Beschuldigungen bezüglich seiner Beteiligung an der Juniinsurrektion waren sehr vage; sie besagten nur, daß „die Arbeiter die Sprache Louis Blancs“ sprächen und daß dieser am Tage vor dem Ausbruch des Aufstandes einen Besuch in der Werkstätte der Schneider zu Clichy, wo 1500 Mann arbeiteten, gemacht habe. Sodann sollte ein ge-

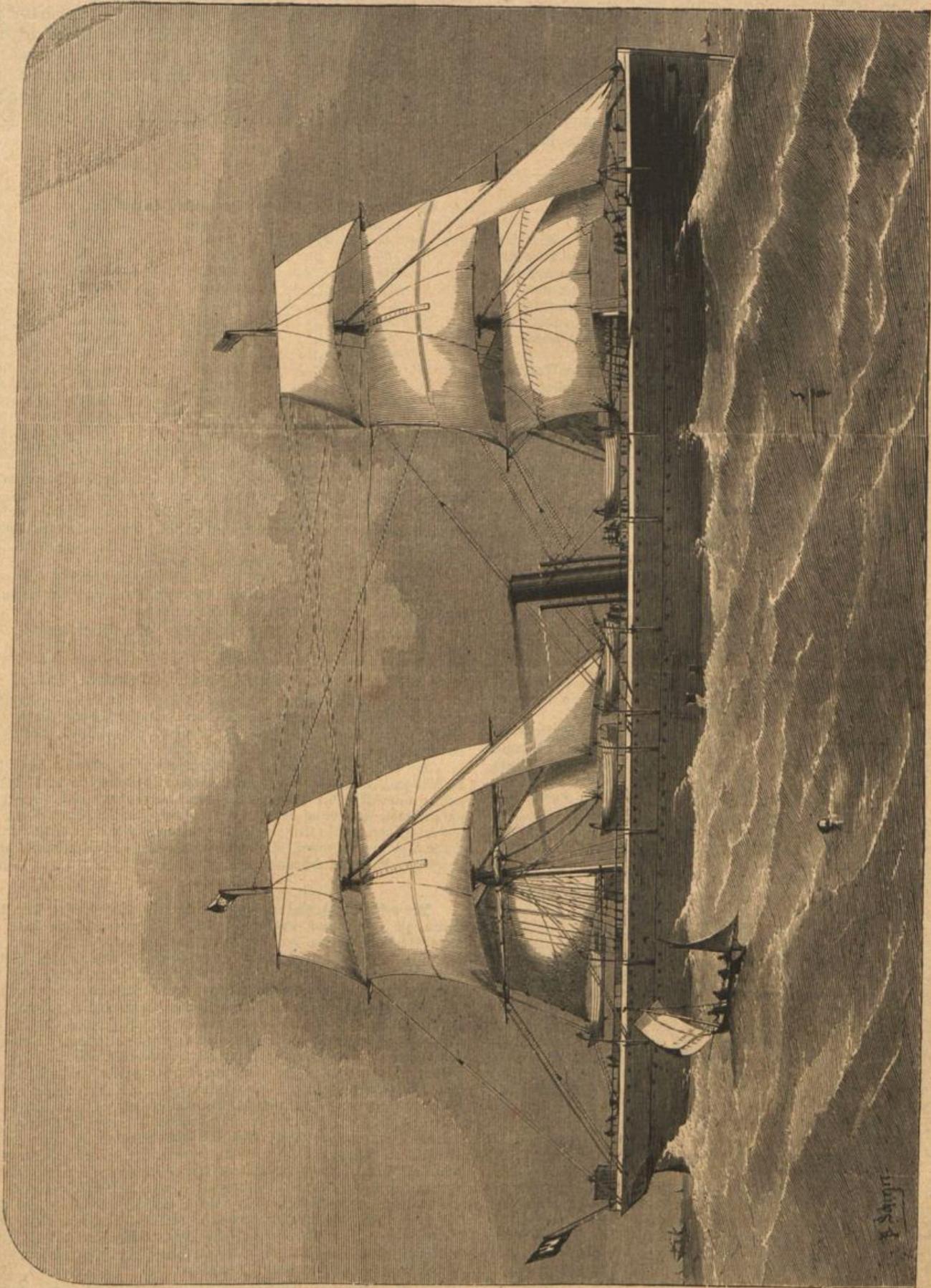
wisser Thomas gesagt haben: „Ach, hätte ich nur Louis Blanc gefolgt; dann hätten wir am 15. Mai 100 000 Bewaffnete gehabt und alles wäre anders gekommen!“ — Daß Herr Trélat patetisch ausrief: „Ich betrachte Louis Blanc als die Ursache des Unglücks meines Vaterlandes!“ war wohl rührend anzuhören, aber doch kein Beweis.

Trotz diesen vagen Anschuldigungen war vorauszusehen, daß die Nationalversammlung die Verhaftung Louis Blancs beschließen würde; er entzog sich ihr durch die Flucht nach England. Seine hatte richtig prophezeit; die Rolle war nur eine kurze gewesen.

In London beschäftigte sich Louis Blanc hauptsächlich mit literarischen Arbeiten und schrieb viel für französische Zeitungen. Schon vor 1848 war Louis Blancs Geschichte der französischen Revolution von 1789—99 erschienen; er setzte sie nun fort und sie erschien bis zum Jahre 1862. Dies große Werk hat seinem Verfasser viel Ruhm gebracht. Was an demselben zu tadeln ist, ist die unbedingte Parteinahme für Maximilian Robespierre, der eine Art Ideal Louis Blancs zu sein scheint, und den er in eine Art sanften arabischen Schäfers verwandeln möchte. Wir teilen nicht die landläufige Philisteranschauung über Robespierre, allein die Verhimmelung, die ihm Louis Blanc angedeihen läßt, ist uns auch nicht sympatisch.

Auch die Ereignisse von 1848 hat Louis Blanc in zwei Bänden beschrieben. Als der auf den Trümmern der Republik errichtete Thron des Bonaparte durch die Ereignisse von 1870 gefallen war, lehrte mit so vielen Geächteten auch Louis Blanc wieder zurück. Er ward von Paris in die Deputirtenkammer gewählt und behielt das Mandat bis zu seinem Tode. Er hatte sich der äußersten Linken angeschlossen. Ab und zu las man, daß er da oder dort eine Rede gehalten habe, aber er trat politisch nicht mehr hervor und überließ das Feld jüngeren Kräften. Als er starb, ehrte die Regierung den berühmten Schriftsteller und Deputirten, indem sie sein Begräbnis auf Staatskosten stattfinden ließ.

Der Mann, der im verflossenen Jahr aus einem so ereignisreichen Leben geschieden, hat viel Feindschaft zu bestehen gehabt und am meisten natürlich in jenen Tagen, da der Stern seiner Popularität sank und herabfiel von den Höhen, zu denen ihn der Schwung einer Revolution emporgetragen. Es gelang ihm, einer Epoche jener Revolution ganz den Stempel seines Geistes aufzudrücken und innerhalb jenes merkwürdigen Abschnittes seines Lebens machte er die lehrreiche Wandlung von der höchsten Volksgunst bis zum geächteten Flüchtling durch. Wir haben seine Theorien dargestellt, wie er sie unter die Massen geworfen hat; sie werden vielfach als fehlerhaft bezeichnet, aber man wird anerkennen müssen, daß es keine Kleinigkeit war, diese Theorien zusammenzufassen, sie populär darzustellen und mit so viel Geist und Kraft zu vertreten. Was man sonst auch sagen möge, sei man dem Manne feindlich oder freundlich gesonnen, man wird zugeben müssen, daß er es ehrlich gemeint hat und daß er nach Kräften für das Heil seines Vaterlandes zu wirken bemüht war. Es war eine hohle und alberne Anschuldigung, wenn man sagte, Louis Blanc sei an dem Unglücke Frankreichs schuld. Die Schuld an dem Unglück trugen vielmehr diejenigen, welche millionen verschleuderten, um die Nationalwerkstätten so einzurichten, daß dieselben zu einem Fiasko gelangen mußten und als Anschuldigung gegen die Theorien Louis Blancs dienen konnten. Gegenüber diesen gewissenlosen Menschen, die aus Parteihaß Gut, Blut und Ruhe des Landes auf Spiel setzten, erscheint Louis Blanc fast erhaben, wenn man beobachtet, wie er inmitten der politischen Stürme und inmitten des Kampfschreies der Fanatiker im Luxembourg mit antiker Ruhe den Arbeitern seine neuen Lehren vorträgt. Er vertrat vor allen Dingen die humanen und großen Ideen der Neuzeit und vertrat sie mit Kraft bis an sein Ende. Die Lasten der Militärstaaten hatten an ihm einen unermüdeten Gegner und wenn man ihn auch oft als einen Phantasten verschrie, so wollen wir ihm lieber dafür dankbar sein, daß er sein redlich Teil dazu beigetragen hat, das Ideal eines allge-



Der am 19. Januar untergegangene hamburger Postdampfer Gimbrina. Originalzeichnung von H. Scherzger. (S. 291.)

H. Scherzger

meinen und dauernden Friedens und Glücks nicht von der Erde verschwinden zu lassen. Der hochste Philister wird den Wert solcher Ideale niemals einsehen können, allein für ihn sind sie auch nicht da. Die Ideale gehören dem gesammten Volke, das sie in seinem Herzen behütet. Wer allgemeine Ideale pflegt, der dient der Sache des Ganzen und ist damit der schalen Alltäglichkeit so weit entrückt, daß er sich um kleinliche Nörrgeleien nicht zu kümmern braucht.

Darum hat Louis Blanc so gut wie mancher große Bürger seines Landes die Bürgerkrone verdient. Sie wurde ihm ge-

### Die Verheerungen der Lungenschwindsucht.

Dr. Julius Lehmann in Kopenhagen hat in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ über die Schwindsuchtssterblichkeit in den verschiedenen Lebensaltern und bei den beiden Geschlechtern eine Reihe statistischer Daten veröffentlicht, die auch für den Laien von höchstem Interesse sein müssen. Die Beobachtungen Lehmanns erstrecken sich allerdings nur auf Kopenhagen, jedoch auf eine längere Reihe von Jahren, und sie werden ergänzt durch die englische und schwedische Statistik.

Raummangel verbietet es uns, auf die höchst instruktiven Tabellen, die Herr Lehmann geliefert hat, näher einzugehen; wir wollen weder die absoluten Zahlen, noch die der einzelnen Jahre bringen, sondern bloß die relativen Durchschnittszahlen, welche den Kern des Ganzen enthalten.

Es kamen in Kopenhagen in den vierzig Jahren von 1860—1879 auf je 1000 Lebende der betreffenden Altersklasse und des betreffenden Geschlechts Todesfälle an Schwindsucht:

im Alter von	bei männlichen	bei weiblichen Personen
0—5 Jahren	1,715	1,625
5—10 "	0,905	1,007
10—15 "	0,577	1,182
15—20 "	1,835	2,184
20—25 "	2,751	2,073
25—30 "	3,540	2,702
35—45 "	4,865	3,220
45—55 "	7,216	3,726
55—65 "	8,169	3,977
65—75 "	5,770	5,147
75 und darüber	5,373	5,098
in allen Altern	3,536	2,614

Diese Tabelle zeigt uns also folgendes: erstens, daß die Schwindsucht unter den Männern mehr Verheerungen anrichtet, als unter den Frauen. Lehmann weist nach, daß dies nicht in der Naturanlage der beiden Geschlechter begründet sei, sondern von der Art ihrer Beschäftigungen herrühre. Wo die Frau dem Kampf ums Dasein ebenso ausgesetzt ist wie der Mann, z. B. in Industriebezirken, in denen die Frauenarbeit entwickelt ist, oder andererseits in bäuerlichen Distrikten, da ist die Schwindsuchtssterblichkeit der Frauen ebenso groß, wie die der Männer.

Wir sehen des weiteren aus der Tabelle, daß die Schwindsucht im Kindesalter — von den ersten Jahren des Lebens abgesehen — am wenigsten Opfer fordert, und zwar in diesem Alter mehr unter Mädchen als unter Knaben. Erst mit dem Eintreten in den Kampf ums Dasein ändert sich das Verhältnis um, und zwar in dem Maße, daß, während im Alter von 10—15 Jahren die Schwindsuchtssterblichkeit bei Knaben 0,577, bei Mädchen dagegen 1,182 beträgt, also mehr als das Doppelte, das Verhältnis in der Altersklasse von 55—65 8,169 zu 3,977 beträgt, also die Sterblichkeit beim männlichen Geschlechte mehr als doppelt so groß wie bei den Frauen ist.

Wir sehen ferner, daß die Verheerungen vom Eintritt der Pubertät (Geschlechtsreife) an sich immer mehr steigern. Das Steigen beginnt bei Mädchen in der Altersklasse von 10—15, bei Knaben von 15—20 Jahren, und zwar tritt die Steigerung beim männlichen Geschlechte in viel größerem Grade ein als beim weiblichen. Die Schwindsuchtssterblichkeit der Personen weiblichen Geschlechts ist im Alter von 5—10 Jahren 1,007, im Alter von 15—20 Jahren 2,184, also das Doppelte. Bei Personen männlichen Geschlechts im Alter von 10—15 0,577, im Alter von 20—25 2,751, also fast das fünffache. Von da an nimmt die Sterblichkeit rapid zu und steigert sich, entgegen der allgemeinen Annahme, daß die Schwindsucht die meisten Opfer im Alter von 20—40 Jahren fordere, ununterbrochen bis zum 75. Jahre.

Diese Annahme rührt daher, daß die Schwindsucht im genannten Alter die vorwältende Todesursache ist, indes sie mit zunehmendem Alter gegen die anderen Todesursachen zurücktritt, ohne jedoch, wie wir gesehen, ihre Verheerungen einzuschränken. Die anderen Todesursachen wachsen bloß vom 35. Jahre an schneller als sie.

Dies ersehen wir deutlich, wenn wir unterziehen, welchen Prozentsatz die Todesfälle an Lungenschwindsucht von sämtlichen Todesfällen, natürlich von Angehörigen desselben Geschlechtes und derselben Altersklasse, betragen.

währt durch den Ausdruck der allgemeinen Verehrung, mit der das stolze Paris den Mann zu Grabe geleitete, der vor vier- unddreißig Jahren es flüchtig verlassen mußte. Sein Andenken wird ein dauerndes sein — aere perennius — dauernder als das so manches „Unsterblichen“ der französischen Akademie, den das Volk nicht kennt und dessen Name nur Toten und staubigen Registern bekannt ist. Der Name Louis Blanc aber ist auf die Tafeln der Geschichte Frankreichs unauslöschlich eingegraben als einer der Männer des redlichen Willens und Strebens.

Es kamen solche auf 1000 sämtlicher Todesfälle

im Alter von	bei Männern	bei Frauen
0—5 Jahren	18,33	19,78
5—10 "	103,61	118,83
10—15 "	155,36	320,35
15—20 "	373,98	426,86
20—25 "	355,97	331,57
25—35 "	416,66	336,18
35—45 "	317,05	299,62
45—55 "	256,73	238,05
55—65 "	193,31	165,48
65—75 "	121,20	90,33
75 und darüber	33,88	36,83
in allen Altern	138,27	122,60

Wir sehen hier deutlich: der größte Prozentsatz der Schwindsuchtssterblichkeit findet sich bei den Frauen im Alter von 10—35, bei den Männern im Alter von 15—45 Jahren, und zwar tritt das Maximum bei den Frauen im Alter von 15—20, bei den Männern von 25—35 Jahren ein. Das Greifenalter dagegen ähnelt dem Säuglingsalter: hier wie dort sind der Todesursachen so viele, daß die Lungenschwindsucht dagegen fast verschwindet, die im Jünglings- und Jungfrauenalter beinahe die Hälfte aller Todesursachen ausmacht.

Betrachten wir zum Schluß noch die Schwindsuchtssterblichkeit nach Jahreszeiten. Von 1840—79 kamen in Prozentsätzen von allen Schwindsuchts-todesfällen nach Prozenten geordnet, auf den

Januar	8,60 %	Mai	10,04 %	September	6,89 %
Februar	8,46 "	Juni	8,19 "	Oktober	7,34 "
März	10,13 "	Juli	7,49 "	November	7,89 "
April	9,97 "	August	7,08 "	Dezember	7,92 "

Die für Schwindsüchtige günstige Jahreszeit ist also — wenigstens unter der Breite von Kopenhagen — der Herbst, August, September, Oktober. Die ungünstigste das Frühjahr, März, April, Mai, ganz im Gegensatz zur gewöhnlichen Anschauung.

Die tüchtigsten Feinde der Volksgesundheit sind aber die Ursachen der Lungenschwindsucht, die heutigen Formen des Kampfs ums Dasein, welche unmerklich die kräftigsten Naturen antreiben, und die heutige naturwidrige Erziehung der Jugend in der Zeit der Entwicklung der Pubertät, welche die Entfaltung des Körpers nicht nur nicht fördert, sondern geradezu hemmt. Gar mancher hat von der Schulbank lebenslängliches Siechtum heimgetragen. K.

**Die erste Straßenbeleuchtung von Paris.** (Illustration s. S. 273.) Wenn die Beleuchtung der Köpfe gleichen Schritt gehalten hätte mit der Vervollkommnung der Straßenbeleuchtung, so dürften wir uns gratulieren. Wenn der Großstädter des Nachts schwankenden Schritts vom Klublokal heimkehrt und sich von der elektrischen Lampe oder dem Gaslicht den Weg zeigen läßt, denkt er wol kaum daran, daß das nicht seit Olms Zeiten so gewesen ist und die Straßenbeleuchtung ursprünglich äußerst primitiv war. Die moderne Straßenbeleuchtung datirt vom Beginne des 16. Jahrhunderts, wo sie anfangs nur zeitweise der öffentlichen Sicherheit wegen, später dauernd in volkreichen Städten eingeführt wurde. So mußten 1524, 1526 und 1553 die Straßen in Paris von den Einwohnern durch an die Fenster gestellte Lichter erhellt werden, 1558 wurden zuerst Laternen an Pfählen in den Straßen angebracht, aber erst 1667 war diese Art der Straßenbeleuchtung in Paris allgemein durchgeführt, vorher behalf man sich mit Pechpfannen oder eisernen Becktörben (dergleichen wir auf den Ornamenten der Renaissance mehrfach begegnen, z. B. auf der Ehrenpforte Maximilians I. von A. Dürer; vgl. Birt, Kunstschatz der Renaissance), was unser Bild trefflich veranschaulicht. Dem Beispiel von Paris, Straßenlaternen einzurichten, folgte London 1668, Amsterdam 1669, Berlin 1679, Wien 1687. Eine Verbesserung dieser Einrichtung fand erst im Beginne des 19. Jahrhunderts statt, wo man die Laternen mit Kerzen (Scheinwerfer) verah und sie an Stricken oder Ketten in die Mitte über die Straße aufhängte. Mit Gas wurden zuerst in London 1811 einige Straßen erleuchtet. In Deutschland führte erstmals Hannover 1826 die Gasbeleuchtung ein; in Berlin besteht sie seit 1828, in Wien seit 1840. Neuerdings sucht das elektrische Licht auch in den Straßen das Gaslicht zu verdrängen und wie es scheint mit Erfolg. St.

**Landsknechte.** (S. Illustration S. 281—282.) Die Gelehrten sind noch nicht einig, ob sie die wilden Gesellen, die wir hier auf dem Bilde bei einer nichts weniger als löblichen Heldentat ertappen, als wirkliche „Landsknechte“, so durch die Lande streichen, oder als „Lanzknechte“, von ihrem oft 14 Fuß langen Hauptgewasse, der Lanze, zu benennen haben. Inbessen ist dieser Streit auch wenig fruchtbringend; es stehen der interessanten Tatsachen genug fest, über die man sich nicht zu streiten braucht. Zunächst die, daß die Herren Landsknechte eine Landplage waren, wo sie aufrateten, und ihre „Sitten“ dürften wohl am besten sich spiegeln in dem bekannten Lied der Schillerschen Räuber in seiner derbsten und ursprünglichsten Form, wo es heißt:

„Morgen hangen wir am Galgen,  
Laßt uns heut' drum lustig sein!“

Wer sich des näheren über das Treiben der Landsknechte unterrichten will, der lese die betreffenden Kapitel im „Simplicissimus“ nach, und man wird staunen, welche Robeit noch vor einigen Jahrhunderten möglich war. Dabei waren diese rohen Horden, oft der Auswurf der Gesellschaft, immer für den zu haben, der sie am besten bezahlte; der Begriff „Vaterland“ war für dieselben ein rein geographischer, denn sie dienten jedem Herrn. Oft revolvirten sie auch am Morgen einer Schlacht, um höheren Sold zu erlangen, und die Korruption ward so groß, daß von irgend welcher Zuverlässigkeit gar keine Rede mehr sein konnte. Die Dichter haben sich viele Mühe gegeben, diesem Treiben und diesen wüsten, aber originellen und kräftigen Gestalten eine poetische Seite abzugewinnen. Am besten ist dies Schiller in seinem „Wallensteins Lager“ gelungen, und die Figuren, welche Schiller dort geschaffen, werden immer ein musterhaftes und anziehendes Charakterbild jener Zeit bilden. Wir wollen die Verse eines neueren Dichters zitieren, Heinrich Leuthold, eines der besten deutschen Lyriker, der das Treiben jahrender Landsknechte wie folgt schildert:

Das Land in hellen Hausen  
Durchziehn wir wohlgenut  
Mit Balgen und mit Haufen;  
Nach beidem schmeckt das Sausen,  
Sausen, Sausen  
Uns noch einmal so gut.  
Den Gang zur Kirche lenke  
Der Heuchler und der Tor,  
Es zieht den Weg zur Schenke  
Ein frommer Landsknecht vor . . .  
Schleicht auf, Herr Wirt, die Küche  
Und auf das Kellertor!

Viel lieber sind dem Becher  
Als Kelch und als Monstranz  
Das Huhn am Spieß, der Becher . . .  
Die Würfel sind dem Becher,  
Becher, Becher  
Der wahre Rosenkranz,  
Kein Pfaffe macht indessen  
Uns mit der Hölle schwer;  
Wir lesen selber Messen  
Und halten Christenlehr' . . .  
Herr Wirt, noch eine Kanne,  
Noch eine Kanne her!

Sprach Christus nicht zum Reichen:  
„Verkaufe, was du hast,  
Das sei des Heils ein Zeichen!“  
Ich selber denk desgleichen,  
Gleichen, gleichen,  
„Verkaufe, was du hast!“  
Es kommt des Reichen Seele  
Ins Himmelreich so schwer.  
Als wie ein Trupp Kameele  
Durch einer Nadel Oehr . . .  
Herr Wirt, noch eine Kanne,  
Noch eine Kanne her!

Im Glaubensreit befehlen  
Sich jetzt um Alt und Neu  
Der Kaiser und die Schweden;  
Indes ich selbst mich jeden,  
Jeden, jeden,  
Mich jeden Jahrgangs freu!  
Wenn andre, treu dem Alten,  
Im grimmem Lutherhah  
Zur Mutterkirche halten,  
Halt ich am Mutterfah . . .  
Herr Wirt, noch eine Kanne  
Bon diesem edlen Rah!

Beneidenswertes Lojes  
Im wohlthlichen Gebiet  
Blieb Pharaon, als Moses,  
Moses, Moses  
Aufs Trockene geriet.

Wär dies Geschid doch meines,  
Und wär das rote Meer  
Ein Meer voll roten Weines,  
Ich söß es tapfer leer! . . .  
Herr Wirt, noch eine Kanne,  
Noch eine Kanne her!

Den Glauben muß man schätzen,  
Mit dem ein jedes Kind  
Selbst Berge kann versetzen . . .  
Das Wunder muß man schätzen,  
Schätzen, schätzen,  
Wenn es Weinberge sind. —  
O, frommer Wunderglaube,  
Laß wachsen mir zur Stund  
Die Kanantiertraube  
Wohl in den dürstigen Mund! . . .  
Wein her, Herr Wirt, die Kanne  
Ist leer bis auf den Grund!

Das Landsknechtsweien trug nicht nur seinen Teil dazu bei, die Länder aufs äußerste zu verwüsten, sondern es ermöglichte auch ehrgeizigen Machthabern, leicht Eroberungskriege in Szene setzen zu können, wenn nur genügende Aussicht auf Raub und Beute vorhanden war. Man denke an die Angriffe Karls des Kühnen von Burgund gegen die Schweiz, die mit solchen Truppen ausgeführt wurden. Der 30jährige Krieg würde Deutschland vielleicht etwas weniger entseztlich verheert und entvölkert haben, wenn das Landsknechtssystem nicht die Grundlage der militärischen Organisation der Mächte gebildet hätte. Diese Horden lebten auf Kosten des Volks, und wer nicht gutwillig gab, dem wurde mit List oder Gewalt genommen, wie unser Bild zeigt. B.

Die „Gimbria“ (s. S. 289), eines der schönsten und schnellsten Schiffe der Hamburgisch-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft, wurde in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar bei dichtem Nebel in der Nähe der Insel Vorkum von dem englischen Dampfer „Sultan“ angerannt und in den Grund gebohrt. Auf dem Schiffe befanden sich 380 Passagiere und 110 Mann an Besatzung. Gerettet wurden insgesamt 56, so daß der Verlust an Menschenleben sich auf 434 beziffert. Das untergegangene Schiff, der Stolz der Hamburgischen Handelsmarine, wurde 1867 in England erbaut, hatte eine Länge von 330 engl. Fuß, eine Breite von 40 Fuß und einen Tiefgang von 28 Fuß. Der Tonnengehalt betrug 3000. Die Maschine von 2500 Pferdekraft verließ der „Gimbria“ eine Geschwindigkeit von 13—15 Knoten (4 Knoten = 1 deutsche Meile) per Stunde. — Ein unsegliger Stern scheint über der Hamburgisch-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft zu walten: sie verlor in 25 Jahren 9 prachtvolle Dampfer, wobei 1500 Menschen zugrunde gingen.

**Preis-Ausschreiben.** Der „Verein für deutsche Literatur“, dessen Vorstand gebildet wird von den Herren Professor Dr. Gneist, Geheimrat Professor Dr. Werder, Wirklicher Geheimrat und Generalintendant der Museen Graf Usedom und Stadtrat Hagen schreibt in dem Bestreben, den Literaturfreunden immer Gediegenes in allen denjenigen Disziplinen darzubieten, die dem Ziel und Streben einer Nationalliteratur in umfassenderem Sinne entsprechen, drei Preise aus: erster Preis 4000 Mark, zweiter Preis 3000 Mark, dritter Preis 2000 Mark für drei vorzüglich erkannte Monographien aus der deutschen Geschichte oder Kulturgeschichte, die anziehenden Stoff mit Tiefe des Gedankens und fesselnder, in höherem Sinne des Wortes populärer Darstellung verbinden. Dem Zwecke würden u. a. Lemata entsprechen, die eine bedeutame Entwicklungsperiode unseres Volks oder eines deutschen Stammes, das Leben einer deutschen Reichsstadt in der Epoche ihrer Blüte und Macht, das Wirken bahnbrechender Geister auf politischem, sozialem, literarischem oder künstlerischem Gebiete behandeln. Ausgeschlossen sind kirchengeschichtliche Lemata und bloße Sammlungen von Aufsätzen, sowie alles, was keinen einheitlichen persönlichen oder sachlichen Mittelpunkt darbietet, überhaupt Spezialitäten, die nur kleine ausgewählte Bildungskreise interessieren dürften; ferner Lemata, die in früheren Publikationen des Vereins bereits bearbeitet wurden. Die Arbeit soll nicht weniger als 20 Druckbogen und womöglich nicht mehr als 23 Druckbogen im Format der Vereinspublikationen umfassen. — Der Einreichungstermin an den unterzeichneten geschäftlichen Leiter des Vereins endet am 1. Oktober 1883. Die Veröffentlichung der Preiszuertennnisse erfolgt am 15. Dezember 1883. Zu jedem Manuskripte wird ein Motto erbeten und ein mit demselben Motto bezeichnetes aber geschlossenes Couvert, welches den Namen des Verfassers enthält. Die drei Couverts werden geöffnet, deren Motti die Preisempfänger bezeichnen. Unleserliche Manuskripte werden nicht geprüft. Durch die Zuertennung eines Preises wird das ausschließliche Eigentumsrecht der drei Werke vom „Verein für deutsche Literatur“ auf die Dauer von fünf Jahren erworben.

Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren: Rudolf Gneist, Wilhelm Scherer und Julius Weizsäcker, ordentliche Professoren an der Universität zu Berlin, unter Zuziehung des Schriftführers des Vereins, Herrn Dr. Ludwig Lenz.

Der geschäftsführende Direktor  
Verlagsbuchhändler R. Hofmann.

„Die ägyptische Kunst ist unverändert geblieben, hat keine Fortschritte gemacht“ — das war Jahrhunderte lang ein Axiom, ebenso wie das Stehenbleiben der chinesischen Kultur. So falsch sich das eine erwies, so falsch ist auch das andere. Und das Merkwürdigste bei diesem Irr- und Aberglauben ist, daß er so lange von der gelehrten Welt festgehalten werden konnte. Die Stabilität und die Stagnation war in der gelehrten Welt. Die menschliche Kulturentwicklung kennt keinen Stillstand, ohne Bewegung ist Leben nicht denkbar. Nach den neuesten Forschungen läßt sich die Entwicklung und das beständige Fortschreiten der ägyptischen Kunst genau verfolgen. In der „Geschichte der Kunst im Altertum“ (Histoire de l'art dans l'antiquité) des Professors Georges Perrot und des Architekten und Inspektors des Zeichenunterrichts Charles Chipiez wird dies aufs anschaulichste und unwiderprechlich nachgewiesen. Der kürzlich erschienene erste Band handelt von der ägyptischen Kunst und ist allen zu empfehlen, welche sich für das in unserer Kulturgeschichte eine so mächtige Rolle spielende Pharaonenland interessieren und alte Vorurteile zu beseitigen wünschen. Die ägyptische Kunst ist, was man von keiner anderen sagen kann, durch und durch Original. „Sie hat nichts,“ schreibt Perrot, „von außen erhalten, wenigstens nicht zu der Zeit, da sie sich bildete und ihr eigentümliches Wesen annahm. Egypten ist wohl das einzige Land, wo wir in allen ihren Phasen eine vollständige Entwicklung verfolgen können, welche sich ausschließlich und allein durch die Wirkung der Geschicklichkeit und Tatkraft einer reich begabten Rasse vollzog. Ueberall sonst hat das Beispiel von Vorgängern oder Nachbarn auf die eine oder andere Art den Gang der Kunst beeinflusst. Nicht so an den Ufern des Nil. Dort, und dort allein, hat die Entfaltung der plastischen Fähigkeit fast bis zu Ende einen wahrhaft normalen, ein Physiolog würde sagen, einen rein organischen Charakter behalten.“ — „Bis zum Aufschwung der griechischen Kunst blieben die ägyptischen Meister die größten Künstler des Altertums. Ihre Architektur sieht, durch die Schönheit des verwendeten Materials, durch die Beobachtung des Verhältnisses, durch ihren Reichtum und ihre Mannigfaltigkeit unerreicht da, so lange der dorische Tempel nicht geboren ist. In der Darstellung der Individuen und der Rassen bekundet ihre Skulptur ein auffallendes Talent, die charakteristischen Züge zu erfassen und wiederzugeben; sie weiß Typen zu schaffen, welche sich zur allgemeinen Wahrheit erheben, ohne der Wirklichkeit fremd zu werden; ihre Königsbilder imponiren dem Geist und

sind großartig, weniger noch durch ihre oft kolossalen Dimensionen als durch ihren Stil und den Ausdruck der Ruhe und des gedankenvollen Ernstes. Man darf sich nicht an gewissen naiven Konventionalitäten stoßen, von welchen die Ägypter sich nie frei zu machen gewußt haben, und man wird ihren Basreliefs und Gemälden neben einem durchdringenden Sinn für die Verschiedenheit des Lebens, die Kleinheit der Umrisse und die Nichtigkeit der Zeichnung bewundern. In ihren Verzierungen (Dekoration) ist überall eine fruchtbare Erfindung und eine glückliche Wahl der Motive; überall eine Harmonie des Tons, welche noch heute in den zerrissenen und verblassten Fugen jener Teppiche, mit denen sie ihre Gräber, Häuser, Paläste und Tempel schmückten, unser Auge entzünden. Die kleinsten Arbeiten ihrer einfachsten Handwerker zeichnen sich durch Streben nach Eleganz aus, welches einen Lichtstrahl von Kunst und Schönheit auf das Werk wirft; und an welche entlegene Rüste sie auch durch die Kaufleute gebracht wurden, sie trugen ein Stück von Egypten und seiner glänzenden Kultur hin.“ 1b.

### Rebus.



### Auflösung des Rebus in Nr. 10:

Wer nicht gehorchen lernt, lernt nie befehlen.

## Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

### Zum Gedächtnis der „Cimbria“.

Ein letzter Blick und ein letzter Gruß  
Europens Städten und Auen —  
Vorbei, vorbei — nun rings um das Schiff  
Nur Himmel und Meer zu schauen.  
Gen Westen zieht die Auswandererschaar;  
Von all dem Bittern und Bösen,  
Das sie bedrückte im Vaterland,  
Soll die neue Welt sie erlösen.

In Purpurfluten das Meer getränkt —  
Es ging der Tag zu Rüste,  
Der blinkenden Sterne unzählige Schaar  
Bestrahlte die verschwundene Rüste.  
Es wallen die Nebel über das Meer,  
Die Auswanderer singen Lieder:  
Wann winkt uns von neuem das Vaterland?  
Wann sehen wir uns wieder?

Dann führt sie noch einmal im Schlaf der Traum  
Zurück in der Heimat Stätten,  
An die sie Erinnerungen tausendfach,  
So frohe wie traurige, fetten.  
Der eine gedenkt des Mütterleins,  
Der andre küßt der Einen  
Die süßen Lippen, — wie werden sie jetzt  
Um die Geschiednen weinen.

Ein ander Bild! Aus dem blauen Meer  
Erhebt sich, die Träumer beglückend,  
Der freien Erde herrlich Gestad',  
Amerika, herzenberückend.

Das Sternenbanner flattert im Wind,  
Landsleute winken dem Schiffe,  
Und die Lotsen führen's mit kundiger Hand  
Durch das wilde Gewirre der Riffe.

Da — horch! — Ein fürchtbar, entsetzlich Gedröhn,  
Die Planken des Schiffes splittern,  
Den ganzen ungeheuren Bau  
Durchzuckt ein gespenstisches Zittern;  
Das zischt und brodelt, das wirbelt und braust —  
Das ist das Frohlocken des Meeres,  
Das holt sich im Dunkel des Zwischendecks  
Die Blüte des Auswandererheeres.

Der Dampfer, welcher das Schiff zerbarst,  
Flieht eiligst die Unglücksstätte,  
Und mahnt ihn auch der Kälerten Licht,  
Daß er die Versinkenden rette — —  
Umsonst, umsonst — er kehrt nicht um —  
Er flieht voll Entsetzen von hinnen,  
Er will in der Angst vor dem grausen Geschick  
Nur den Hasen, den sicheren, gewinnen.

Das Leben kämpft mit dem grausen Tod,  
Nur wen'ge werden geborgen;  
Ein herzerstarrendes Bild bescheint  
Jornrot der kommende Morgen;  
Tote Mütter sieht er im treuen Arm  
Die toten Kinder halten;  
Geschwister und Gatten, alt und jung,  
Den Tod in hundert Gestalten.

Sie hofften ein neues Morgenrot —  
An der Heimat Gestaden traf Nacht sie und Tod.

A. Enders.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Haged. (Fortsetzung.) — Frauentob aus der Zeit des kaiserlichen Roms. Von W. Wittich. — Londoner Bilder. Von Heinrich Konne. — Die Satire der Neuzeit. (Frühere Epoche.) Von Dr. Richard Ernst. — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Fortsetzung.) — Louis Blanc. Eine biographische Skizze von W. Bloss. (Mit Porträt.) — Die Verheerungen der Lungenwindstucht. — Die erste Strahlenbeleuchtung von Paris. (Mit Illustration.) — Landsknechte. (Mit Illustration.) — Die „Cimbria“. (Mit Illust.) — Verein für deutsche Literatur. — Ägyptische Kunst. — Rebus. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: Zum Gedächtnis der „Cimbria“. — Auflösung der Preisrätsel im Neuen-Welt-Kalender für 1883. — Arztlicher Ratgeber. — Mannichfaltiges.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. S. W. Diez in Stuttgart.